Ariadne.

BIBLIOTHEK DES MUSEUMS BERLIN

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 1. Probe-Nummer. 1834.

Meine Absicht, eine Wochenschrift unter obigem Titel herauszugeben, hat sich nunmehr verwirklicht. Man findet die erste Ankündigung dieses Unternehmens in der vorliegenden ersten Nummer unverändert abgedruckt. Soll ich einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß auch die Erwachsenen, daß einsichtige deutsche Männer, mindestens prüfend, an diesem Unternehmen theilnehmen möchten. Die Aufgabe, die ich mir setze, ist in mancher Hinsicht eine neue und schwierige: ein Verhältniß zur Jugend ohne pädagogische Maske, wie von Kerl zu Kerl, von Herz zu Herz. In Rousseau's „Emil" war ein leuchtendes Muster dafür gegeben, aber auch ein einseitiges. Er setzte seinen Emil auf den Zielerschemel seiner Erziehungskünste; er abstrahirte von der bestehenden Gemeinsamkeit des Lebens, von den positiven geschichtlichen und nationalen Bedingungen, unter welchen jede menschliche Existenz sich doch erst wahrhaft und kernhaft zu entwickeln vermag. Die Zeiten und Standpunkte sind sehr verschieden geworden. Freilich ist auch in unserer positiveren Zeit an eine blinde Annahme des Gegebenen nicht mehr zu denken. Auf allen Gebieten ist der sogenannte historische Naturwuchs unterbrochen, die alte Glaubensunschuld dem Streben nach Einsicht und Erkenntniß gewichen; schlimm, wenn das in Staat und Kirche verkannt wird! Doch um so mehr ist es Pflicht, die wahre Aufgabe unsrer Zeit in's Auge zu fassen, alles Stoffliche geistig zu durchdringen und das Wesentliche, Fruchtbare, von dem Unwesentlichen, Unfruchtbaren zu trennen. Ein durch geschichtliche Bildungsstoffe genährtes, die Erbschaft der Väter achtendes, aber auch wieder selbständiges und eigenkräftiges Geschlecht wird das Ideal aller kommenden Zeiten sein; es wird aber um desto ferner den Blicken entfliehen, je weniger man dahin gelangt, die verschiedenen Lebensstufen auf einem und demselben Grunde sich auferbauen zu lassen, und keine andere Scheidewand als die von der Natur selbst gesetzte zu dulden. Die Natur verlangt und bewirft Unterordnung, Gehorsam, Disciplin, in allen ihren Schöpfungen, und schlimm, wenn dies Naturgesetz, sei's roh auf die sittliche gesellschaftliche Ordnung angewandt wird (das ist der

Zuſtand der Klaviſchen — oder auch der entſittlichten — Völker), ſei's gänzlich verkannt wird und nicht mehr die veredelte Grundlage der Familien und Staaten bildet. Aber die Willkühr ſollte, wie in jedem menſchlichen Verhältniſſe, ſo auch zunächſt in der Erziehung verſchwinden, der Menſch dem Menſchen, das Individuum dem Individuum offen gegenüberſtehen, ohne Hochmuth, Heuchelei und überhaupt ohne etwas anderes zwiſchen ihnen, als die verſchlungene Hand der Liebe, der Liebe die, dem Lichte, oder wenn Ihr wollt dem Schimmer der Erkenntniß folgend, einander durch das Lebensdunkel leitet.

Das obenerwähnte **Programm** lautete wie folgt:

Zu Neujahr 1854 beabſichtige ich die Herausgabe einer Wochenſchrift für **deutſche Knaben reiferen Alters**, zu welchem Unternehmen ich mir die Gunſt der Eltern und Lehrer und der betreffenden Jugend freundlichſt erbitte.

Die wenigen Erläuterungen, deren meine Abſicht bedarf, werde ich im Folgenden mit unumwundener Aufrichtigkeit geben.

Geneigten Freunden, welche mich vielleicht eher an der Spitze eines literariſchen Organs für das große Publikum erwartet hätten, diene die einfache Antwort: es würde mir keine Freude machen! Und iſt denn Mangel daran? Freilich lehrt die Geſchichte der deutſchen Literatur, daß neue Triebe, neue geiſtige Richtungen ihre Boten und Vertreter in den geflügelten Kindern der Preſſe finden. Aber ſolche Impulſe ſind mir in der Gegenwart unbekannt, und jedenfalls traue ich mir nicht zu, die Literatur und das Publikum mit einem neuen Geiſte anzublaſen.

Eine an ſich anerkennenswerthe und für den Schriftſteller dankbare Wendung hat der Journalismus in England durch Charles Dickens, in Deutſchland durch Karl Gutzkow, dadurch gewonnen, daß er an die Stelle des großen Publikums, in Deutſchland gar nur der zerfließenden, durch kein ſtarkes politiſch-nationales Band umſchlungenen Menge, die Familie ſetzt, ſeine Leſer nicht innerhalb der eben Wände der Kaffeehäuſer und Klubbs, ſondern am häuslichen Heerde ſucht, alſo einen mehr beſtimmten, durch Gedanken an Würde, Anmuth und Sammlung des Geiſtes veredelten Leſerkreis ſchreibend vor Augen hat. Wenn bei der Nation beliebte Schriftſteller vorausſetzen, daß auch ihre leichteren Erzeugniſſe mit Gunſt entgegengenommen werden, daß ferner Gegenſtände und Erörterungen, die ihnen ſelbſt von Intereſſe ſind, auch einen angenehmen und nützlichen Stoff für Familienunterhaltung abgeben werden, ſo dürften ſolche Günſtlinge in den ſeltenſten Fällen ſich irren und überall als gute Bekannte willkommen geheißen werden.

Was Jemand betrifft, der dem größeren Publikum ziemlich unbekannt geblieben und nur zuweilen am Horizonte als einſamer Wanderer hinſtreife, ich meine mich ſelbſt, ſo iſt es vielleicht ein wenig Egoismus, und doch wohl auch etwas Beſſeres, wenn ich mich zu den jüngeren Mitgliedern der Familie halte, zu den Knaben mit denen man raſcher Bekanntſchaft macht, mit denen man auch im Freien ſich tummeln kann — wenn es mich, von der Höhe des Lebens herabſteigend, in die noch unbefangene, warmherzige, von Hoffnungen ſchwellende Jugendwelt einladet, in welcher die Erwachſenen ſo gern und oft ſo ungeſchickt die Rolle des guten Genius übernehmen.

Mein erſter Gedanke, ich geſtehe es, war auf denjenigen Theil der Jugend gerichtet, welche die Schule und das elterliche Haus bereits hinter ſich und jene gefährliche Kluft zwiſchen Haus und Welt, Gebundenheit und Willkühr vor ſich hat, welche kein Steg, keine aus dem Grunde der Nationalität aufgebaute Quaderbrücke des öffentlichen Lebens vermittelt.

Nichts, ſagte ich mir, kann verdienſtlicher ſein, als jungen Leuten des Alters von ſechszehn bis zwanzig Jahren zum Freund und Führer dienen, beitragen, ihre Begriffe zu klären, ihren Geſchmack zu veredeln, ihre innerſte geiſtige Kraft gegen den Materialismus und die Plattheit, die Abſtumpfung der Gegenwart zu bewahren. Und von der ſittlichen Seite hatte ich Recht, von der praktiſchen aber

blick wenig zu helfen. Diese scheu emancipirte Jugend ist nicht mehr zu lassen und zu halten; es würden ganz andere Voraussetzungen dazu gehören, sie um eine Standarte zu sammeln; unter den verstandenen Umständen wird man Jeden seinen oder den allgemeinen Weg wandeln lassen müssen.

Reizender und lohnender — wenn der gute Wille nicht täuscht — ist allerdings die Gesellschaft der Reifenden und noch durch die Arme elterlicher Liebe und Sorgfalt Eingereihten. Und dies Publikum ist es, zu dem ich mit meiner Wochenschrift den Zugang suchen will, dies Publikum, unter dem ich selbst zwei liebe blonde Häupter — munterliese Knaben — zähle.

Jugend will Jugend — und trotz der Zeit und manches Leids und ernster Sorge habe ich mir so viel davon bewahrt, um mit Vergnügen in ihr heiter fließendes Element einzutauchen — das doch eine so süße Tiefe hat und dem ewigen Urborn näher steht als es der Stolz unserer Hochgebildeten sich träumen läßt. Ja, die Jugend wäre ungleich mehr die Weihestätte des reiferen Alters, die Verjüngungsquelle für unser meist strudelloses und stockendes Leben, wenn wir aus dem prangenden Ueberfluß von Kenntnissen und Welterfahrung zu ihr hinabsteigen wollten, kämen. Zum Glücke sind es noch die Frauen, die Mütter, weit eher als die Väter, welche ein Ohr haben für den Gesang der Quellen in der Tiefe und ihr frisches geräuschendes Wasser, wie die alten Deutschen, für heilig halten.

In Wahrheit kann ich sagen, daß mir nach meinem eigenthümlichen Lebens- und Bildungsgange, nur zwei Dinge auf der Welt von ernstem Interesse sind: Einmal, das höchste Alterthum, welches die Jugend der Welt ist, dann die Jugend, welche den unverwüstlichen Blüthenstaub des Lebens auf dem Scheitel trägt, um ihn, wie schnell, den Jüngeren zu überlassen. Das ist aber nur ein scheinbarer Widerspruch, denn die Wurzeln und Blüthen gehören dem einen Baum, dem großen Baum der Menschheit an, in dem wir halb Pflanze, halb Gärtner sind, und doch einem Höheren, trotz aller unserer Klugheit, das Geheimniß des Ursprungs, Wachsthums, Endes überlassen müssen.

Indem ich mich nun als wöchentlichen Gast und Gärtner der genannten Jugend — es schweben nun Knaben von zwölf bis sechszehn Jahren vor — ankündige, bekenne ich mich zu der Absicht, zu ihrer wie zu meiner Unterhaltung beizutragen — um so ein allgemeines Werk zu würken. Man erwartet, daß ich hinzufügen soll, auch zu ihrer Belehrung. Ja, aber auch in dieser Beziehung werde ich, werden diejenigen die mein Unternehmen als Mitarbeiter fördern, nicht zu kurz kommen. Denn ich halte den Vertrag an die Jugend, den gewissenhaften Vertrag, in welchem leichtesten Form auch, für den schärfsten Prüfstein des eigenen Verstehens, Wissens, Könnens. Ist unser Wissen doch meist nur Ueberlieferung. Ist unsre Bildung doch meist nur Kleister-Arbeit, ohne organischen Lebenszusammenhang. Einmal, ist es doch im Unterrichten leichter dem Kindesverstand Bretter vorzunageln als seine Tragweite zu ermessen und seinen Horizont, ohne ernste Täuschung, zu erweitern; leichter, gewisse Dinge und Erinnerungen ganz zu umgehen, als ohne Schaden für das Gemüth des Knaben, nur ohne der Wahrheit ein Haar zu biegen, sie herüber.

„**Arminia**" habe ich mein Blatt genannt. Nun, zunächst soll doch der deutsche Knabe als seinem Helde angeregt gemacht werden. Ich weiß wohl, daß es an dieser Grundlage aller Erziehung gebricht. Aber ich weiß auch, daß nicht allein die deutschen Knaben, sondern auch die Männer Deutschlands darum beten.

Jetzt wäre wohl die Zeit, „die deutsche Ader" wieder aufzunehmen; sie im Knabenherzen zu nähren? Ja, eben jetzt ist die Zeit, jetzt wo die spreizenden Wipfel durch die hangenden, vom Sturm zerzausten Zweige singen, wo den Jüngling, der zuerst in „das eigentliche Leben" eintritt, wo schon den armen Knaben, der viel, zu viel für sein Alter gelesen und erlebt hat, die schrillen Töne der Ironie und des Spottes ergreifen, diesen hinten Witze und Spaß, der zuweilen eine gute Waffe für den Mann, stets ein Gift für Jüngere ist. Jetzt ist die Zeit dem Knaben Liebe und Lust an ächter deutscher Art, Achtung, Hoffnung für sein Vaterland einzuflößen — ich will nicht sagen Begeisterung — nicht durch Jahn'sche und Arndt'sche Hornstöße und noch weniger durch die Allarmtrompeten der Demagogie — sondern was dieser Begeisterung zum Grunde liegen muß, wenn sie nicht bloße Schaumschlägerei, ein deutsch patriotisches Fieber sein soll.

Wer aber nun mit den erhebenden Glauben theilt, daß das deutsche Volk, ein Volk von wirklichen Individuen und nicht nur von nationalen Schemen, allerdings eine mühselige Aufgabe hat, sich auf der Weltbühne als Einheit darzustellen, dennoch aber die höhere Aufgabe, die Palladien der Menschheit über die Wogen einer

unabsehlichen materiellen Entwicklung zu tragen, der wird auch mit mir das Herz der reifenden Jugend als den goldenen Schrein betrachten, in welchem wir die Heiligthümer aufbewahren müssen.

Schönheit, Güte, Anmuth, ich habe sie stets verehrt als die bezaubernde Harmonie menschlicher Kräfte. Aber die Aesthetelei, die Empfindelei habe ich stets gehaßt, fast noch mehr als die Frivolität; ich habe stets für die geschichtliche und natürliche Grundbedingung der Güte und Schönheit, die Kraft oder die Kräfte erhalten, an welchen unsre Erziehung so häufig frevelt, den Dämon, das innere Feuer, das sie weniger zu schüren als zu löschen und mit Asche zu bestreuen versucht. Verstand und Willen, die beiden Helden der Menschheit, werden in der Kindheit nur zu oft und systematisch zu Krüppeln gemacht. Nicht als ob unsre Knaben dadurch bescheidener würden, als etwa die strafferzogenen englischen, oder als ob sie späterhin als Männer sich besser freiwillig unterzuordnen, und gemeinsam zu wirken verständen! Viel eher kommt es zu einem Schwanken und Ueberspringen von blinder willenloser Subordination zu ungezügelter Subjektivität — welche Erscheinung ja auch so manche Perioden unserer Nationalgeschichte kennzeichnet. Große Talente, mächtige Aufwallungen und Zurüstungen, auf eine jammervolle Peinte hinauslaufend!

Ich werfe diese Gedanken hin, weil ich sie als Leitsätzen für die Unterhaltungen betrachte, welche ich der Jugend zu widmen gedenke. Dabei bemerke ich, daß ich weit entfernt bin, eine vornehme oder gelehrte Bildung unter meinem jugendlichen Publikum verantzuziehen. Geweckten Kopf, offenes Gemüth, das ist Alles was der „Armin" von seinen Lesern erwartet. Sollte dem Einen oder Andern zuweilen ein Ausdruck und eine Wendung nicht gleich verständlich werden, so ist das kein großer Schade. Das Ganze muß auf sie wirken. Und wenn Göthe sagt: „der Geist aus dem gehandelt wird, ist das Höchste" so darf auch gesagt werden, der Geist aus dem geschrieben wird, ist es. Uebrigens wird der „Armin" sich eben des klaren und verständlichen Wortes zu befleißigen suchen, und wünschte nur, daß seine Abneigung gegen eine nur scheinbar verständliche, seichte, flache und breiartige Sprachweise ihm nicht als Mangel an pädagogischer Einsicht und Befähigung ausgelegt werden möge.

Das Säen soll am besten bei bedeckter Luft, wie das Fischen im Trüben vorgenommen werden; ganz anders bei der Jugenderziehung, der nur die heitere Luft die zuträgliche ist. Im heitern Element, wenn auch nicht immer im scherzhaften, wird der „Armin" sich bewegen. Doch soll auch dem Humor, dem alten köstlichen Feind und Neider des grauen, bleiernen Lebensernstes seine Rechnung nicht verkümmert werden, wie ich denn schon für die ersten Nummern des Blattes eine Bearbeitung des „Eulenspiegel" ankündigen kann.

Tyll Eulenspiegel.

Eine neue Verstellung von ihm.

In Mölln auf dem Kirchhofe steht eine alte Linde, in die man viele Nägel eingeschlagen hat. Daneben erhebt sich ein bemooster Grabstein, auf dem eine Eule ausgehauen ist, die in ihren Klauen einen Spiegel hält. Eine Inschrift sagt:

Diesen Stein soll Niemand erheben
Eulenspiegel steht hier aufrecht begraben.

Anno MCCCL.

Und durch diese lindenbeschattete Narrengrab ist das Städtchen Mölln im Herzogthum Lauenburg von jeher so berühmt gewesen, wie seit Anfang dieses Jahrhunderts das Dorf Ottensen in Holstein geworden ist durch das ebenfalls von einer Linde überschattete Grab des weisen und frommen Messias-Sängers, auf dessen Stein man die Worte liest:

Saat von Gott gesät, um Tage der Garben zu reifen!

Und die wahren Späße des Schalksnarren sind noch immer lebendig im Munde des Volkes, während Klopstock's erhabene Oden und Gesänge selbst dem Ohr der Gebildeten, für welche sie gedichtet wurden, immer ferner und ferner erklingen.

So treu, seht Ihr, hält das Volk an seinen alten Schätzen und seinen alten Lieblingen fest. In dem entlegensten Winkel deutscher Erde, in der einsamsten Hütte auf Haide und Meer dürft Ihr nur Eulenspiegels Namen aussprechen und ein Lächeln wird Euch Antwort geben, daß die Leute von ihm wissen und schon mal in seinen Spiegel geguckt haben. Sein Name ist sogar die Sache selbst geworden; denn wenn man äffende Gaukeleien und derbe Schalkhaftigkeiten, die ernsten Personen gar leicht zum Verdruß gereichen, kurzweg bezeichnen will, nennt man sie, so weit die deutsche Zunge reicht, Eulenspiegeleien, und dies Wort hat sogar in den espiègleries unsrer französischen Nachbarn sein verkürztes Echo gefunden.

Doch ich habe Euch da eben einen Gegensatz genannt, zwischen Volk und Bildung, der nicht so im Vorbeigehen erörtert werden kann, und von dem ich nur sagen will, daß er oft schmählig mißverstanden wird, zu seinem rechten Verständnisse aber voraussetzt, daß man Beides, Volk und Bildung, in sich vereinigt, das Herz und die Phantasie des Volkes lebendig in sich trägt und wiederum diejenige Bildung sich erwirbt und erworben hat, ohne welche man auch nicht mal die kostbaren Schätze würdigen und genießen kann, welche die Völker des Erdbodens seit Anbeginn der Geschichte, welche unser herrliches germanisches Volk uns durch schriftliche Denkmale der späteren gelehrten Männer überliefert haben. Kurz, wir werden auf den genannten Unterschied zwischen Volk und Bildung, diesen Gegensatz, der gegenwärtig noch so unheilvoll auseinanderklafft, in künftiger besserer Zeit aber schwinden wird — wozu wir alle Klein und Groß beitragen werden, zumal aber diejenigen, welche sich in voller Rüstung wie einst jener Römer in die gähnende Spalte hinabwerfen, damit sie sich schließe — wir werden, sag ich, auf diesen Gegensatz noch oft, ausdrücklich oder nicht, zurückkommen, und so will ich mir vorläufig eine Erklärung sparen, die doch nur scheinbar ausfallen kann und erst nach und nach, wenn wir länger mit einander verkehren, sich von selbst machen und zur Wahrheit werden wird.

Also, um auf unsern Eulenspiegel zurückzukommen. Ihr werdet da einen alten Volksschatz entdecken, der, um es geradeheraus zu sagen, noch gar nicht recht erkannt worden; einen Schatz, der allerdings unserm verfeinerten Gefühl — selbst von dem kränklichen überfeinerten nicht zu reden, Ihr werdet mich schon verstehen lernen was ich darunter meine — gar häufigen Anstoß gibt; ja der äußerlich so beschaffen ist, daß er nichts weniger denn als ein Sittenspiegel er

ſcheint, und noch weniger in die „gute Geſellſchaft", in die „gebildeten Kreiſe" hineingehört. Ihr werdet in ihm aber ein Beiſpiel ſehen, wie ſich unter einer groben bäuriſchen Witzhülle ein diamantner Kern, unter der ſcheinbaren Narrheit die Weisheit, wie ſich im Schlamm die „Mutter der Perle" verbergen mag; Ihr werdet nicht allein einem großen Kenner unſerer Alterthümer * leicht glauben, daß der Eulenſpiegel „ein Kapital von Spaß und Scherz iſt, das immerfort in der Nationalbank ſtehen bleibt, aus der dann jedes Geſchlecht ſeine Intereſſen zieht, eine wahre Hauspoſtille des Spaßhaften, die den Seelenjubel und die Freude und die laute Lache nie im Volke verſiegen läßt", ſondern Ihr werdet auch erfahren daß dieſer alte „landſtreichende Volkswitz", der ſich Tyll Eulenſpiegel nennt, eigentlich einem uralten vornehmen Geſchlechte angehört, einem Geſchlechte von vielbeſungenen und vielberühmten Helden, Königen, Weiſen, die, bei aller äußerlichen Verſchiedenheit, weſentlich denſelben innern Charakter an ſich trugen. Das Meiſte, was ich in dieſer Hinſicht anführen werde, wird Euch aus der Schule und den Büchern bekannt ſein. Und habt Ihr auch niemals von Salomon's Weisheitsſpiegel gehört, ſo wird Euch doch der Prediger Salomo und ſein trauriges „Alles iſt eitel", bekannt ſein. Eulenſpiegel führt denſelben Spiegel und dieſelbe eulenhafte Deviſe darüber, nur daß er alles in's Scherzhafte ſpielt, nicht Trauer ſondern Luſt verbreitet und ſeine Weisheit im keckſten Uebermuth als Narrheit in niedriger Schalksknechtsgeſtalt unter die Leute bringt. Sie merken's aber nicht, und halten ihn eben nur für Eulenſpiegel. Wir aber, wir wollen nun mal verſuchen, ob wir nicht hinter ſeine wahre Natur kommen können; ob wir nicht zugleich über ihn lachen und ſeinen Spaß verſtehen lernen können. Einige werden vielleicht ſagen das ſei altklug und paſſe ſich nicht für Euch. Ich aber ſage, ohne das Licht des Verſtändniſſes iſt **ſowohl der Eulenſpiegel wie jede andre Volkspoeſie für die Bildung unſrer Zeit ungenießlich und verloren.** Und Ihr Anwachſender, ſollt doch eben in dieſe Bildung hineinwachſen, wenn auch mit ſtets **aus dem Urborn erfriſchten Kräften.** Und das iſt ja eben der Hauptgedanke, der mich in dieſen Unterhaltungen mit Euch leitet, ſo daß Ihr ſtets prüfen mögt, ob Ihr nicht auch durch dieſe Blätter dann und dann an Kraft, Einſicht und Welterfahrung gewinnt.

Um Eulenſpiegels **Geburtsort** ſtreiten ſich mehrere Länder, als da ſind Braunſchweig, Lauenburg, Belgien. Denn das Herzogthum Lauenburg beanſprucht nicht allein ſein Grab, zu Mölln, ſondern auch ſeine Geburtsſtätte in dem Dorfe Pampau, Gutsbezirk Wotersen, und es würden die Bauern dieſes Dorfes ſehr ſcheel ſehen, wenn ein Fri-

* Görres, über die deutſchen Volksbücher S. 95.

fender daran zweifelte, daß ein gewisses altes Bauernhaus, das sie ihm zeigen, das wahre Vaterhaus des Vaters der Eulenspiegeleien sei.

Weit hergebrachter und angenehmmener ist aber die Meinung, daß Till Eulenspiegel in einem Dorfe des Herzogthums Braunschweig, Namens Ancitlingen zur Welt gekommen, wie es denn in dem bekannten Jahrmarktsbuche vom Eulenspiegel heißt: „Es ist in dem Lande Sachsen, in dem Walde Seib, ein Dorf gelegen, Ancitlingen genannt, da wurde das fromme Kind Eulenspiegel geboren.“ Das genannte Dorf liegt in der Nähe des Städtchens Schöppenstedt, das in der Volkssage zu den deutschen Abdera's gehört, das heißt zu den Städten, welche zufällig schon in ihrem Namen etwas haben, was Narrheit, gedankenloses, närrisches Wesen bezeichnet, was denn ohne ersichtliche weitere Ursache, durch den spielenden Volkswitz auf die unglücklichen Bewohner übertragen wurde. Ich kann es hier weiter nicht beweisen, aber nehmt es als ziemlich sicher an daß es sich mit der allerdings auffallenden Sache auf die angegebene Weise verhält. Also der kluge Narr soll in einem Dorfe, in der Nachbarschaft dummer Narren, eines Narrenstädtchens, geboren sein.

Endlich eignen auch unsre stammverwandten Nachbarn, die Niederländer, sich den Eulenspiegel zu, und diese Meinung ist erst wieder vor einigen Jahren in zwei neuen französischen Uebersetzungen, die zu Brüssel und Paris erschienen sind, als die zweifellos richtige angenommen worden.

Geringere Eifersucht als seine Wiege hat sein Grab erregt; man überläßt dasselbe den Möllnern, die das retende Denkmal davon aufzuweisen haben. Ebenso stritten sich einst im alten Griechenland neun Städte gar um die Wiege des Dichters der großen und lieblichen Gesänge, Iliade und Odyssee, während man gläubig über die Stelle seines Felsengrabes sich einigte.

Nun gibt es aber noch eine andere Ansicht, die freilich hart zu den Ohren eingeht, die ich aber dennoch hier, vor Euch, und sonst überall vertreten werde, ausgenommen innerhalb der Mauern von Mölln selbst, da ich mich doch des Eulenspiegels wegen nicht gern zum Märtyrer machen möchte.

Nach dieser Ansicht ist Eulenspiegel weder geboren noch gestorben.

Laßt es noch einen Augenblick gut sein mit den Fragen: wie das zu verstehen? Ihr kennt ja die witzige Wendung am Schluß so mancher Mährchen: „und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.“ Da merkt Ihr gleich, daß Ihr es nicht mit einer bestimmten Person, sondern mit einer Erfindung, mit einem Gedanken zu thun hattet. Und etwas Aehnliches mögt Ihr immerhin in Bezug auf den Eulenspiegel auch gleich nur annehmen.

Erst aber wollen wir uns ein paar Historien von ihm, als von einem Mann der angeblich wirklich geboren und gestorben, wirklich in

ie Wiege und das Grab gelegt werden, aus den „wunderbaren und eltſamen wie auch ſehr kurzweilig zu leſenden Hiſtorien“ des angeführten Volksbuches herausleſen. Ihr müßt dabei bedenken, daß der Held im vierzehnten Jahrhundert gelebt haben ſoll, wo das ganze Deutſchland noch katholiſch war, und vor allen Dingen jetzt und ferner nicht vergeſſen, daß wir die derbe nackte Natur des altdeutſchen Bauernwitzes nur unter einer Bedingung wieder an uns kommen laſſen, nämlich unter der: ihr ein wenig tiefer in das lachend kecke, trotzig ſchelmiſche Auge zu ſehen — als das wol bisher geſchehen.

Die paar Geſchichten, die ich zunächſt auswähle, betreffen eben ſeine Geburt und erſte Kindheit, wie ſein Ende und Begräbniß. Es iſt ein Vorſchmack vom ganzen Eulenſpiegel; es ſind ein paar Federn aus dem ſtruppigen Gefieder des Vogels, der ſchon als törichter Neſtkauel mit Jung und Alt im Kriege lag, zuletzt als es mit ihm zum Sterben ging, noch erſt mal recht den harten krummen Schnabel ſeiner Späße wetzte, ja ſelbſt wider ſeinen Willen als Leiche und in die Gruft fahrend noch zuguterletzt alles Herkömmlichen Spötter werden mußte.

Alſo zunächſt von ſeiner Geburt und Kindheit:

Die erſte Hiſtorie.

Wie Tyll Eulenſpiegel geboren und zu dreienmalen getauft wurde.

Es iſt in dem Lande Sachſen, in dem Walde Seib ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt, da wurde das fromme Kind Eulenſpiegel geboren, deſſen Vater hieß Claus Eulenſpiegel, ſeine Mutter Anna Wertbeck, und da ſie das Kind geboren, ſchickten ſie es zur Taufe in das Dorf Ampleu, dabei das Schloß Ampleu erbaut, und von den Magdeburgiſchen, neben anderer Mithülfe, zunächſt als ein Rathshaus vertilgt war. Da das Kind getauft, war es genannt Tyll Eulenſpiegel. Nach der Taufe aber, da die alten Mütterlein ſich Sommerszeit an der weiten Reiſe erhitzt und mit gutem Trank wohl erkühlet hatten (denn damals war der Brauch, daß man das Kind gleich nach der Tauf in ein Bierhaus trug, daß ſich die Gevattern erfreuten) kam die Zeit, daß man ſich mit dem Kinde Tyll Eulenſpiegel wieder heim verfügte ꝛc. Die Wehmutter aber, die das Kind trug, kam unterwegs in Angſt und Noth, weil ſie durch einen Miſtritt über einen hohen Steg herunter fiel. Doch weil Unfraut nicht leicht verdirbt, geſchah dem Kinde kein Leid, außer daß es mit Koth übel beſudelt wurde. Eulenſpiegel wurde alſo an einem Tage dreimal getauft. Erſtlich nach gemeiner Ordnung, darnach in der Pfütze, und zuletzt im warmen Waſſer. Dies war das erſte Zeichen von Eulenſpiegels wunderbarer Natur.

(Fortſetzung folgt.)

Expedition: Neuerwall 66. Hamburg. Druck von Daſſel & Co.
Debit für den Buchhandel: Hoffmann'ſche Buchhandlung.

Tarnim.

Wochenſchrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 2. **Erſter Jahrgang.** **1834.**

Tyll Eulenſpiegel.

Eine neue Vorſtellung von ihm.

(Fortſetzung.)

Wie nun ſchon des frommen Kindes Eulenſpiegel dreifache Taufung ſeine „wunderbare Natur“ verrieth, ſo verfehlte er nicht, ſchon in ſeinen jungen Jahren Zeichen und Beweiſe dieſer ſeiner Natur und Sinnesart von ſich zu geben. Die war nun ſo beſchaffen, daß er ſtets das neckiſche Widerſpiel der andern Leute ſein und die Kehrſeite der Dinge darſtellen mußte. Wie er das anfängt als Kind iſt in der **zweiten Hiſtorie** zu leſen.

Da nun Eulenſpiegel aus dem Staube erzogen war, und laufen konnte, machte er ſich unter die jungen Kinder und tummelte ſich tapfer auf dem Gras, denn er ſah hinten und vorn einem geſtutzten Affen gleich. Da er aber vier Jahr alt war, wurde er von Tag zu Tag boshafter, daß der Vater auch täglich von den Nachbaren überloffen wurde, die über Eulenſpiegel, wie er ſo ein loſer Schalk wäre, hart klagten. Obwohl der Vater ihn deßhalb mit Worten ſtrafte, und Eulenſpiegel ſich allemal ſchalkhaftig verantwortete, dachte der Vater, um auf die Wahrheit zu kommen, Eulenſpiegel zu einer Zeit da die Bauern auf den Waſſen verſammelt wären, hinter ſich auf's Pferd zu ſetzen und fortzureiten. Da die Zeit kam, gebot er, daß Eulenſpiegel ganz ſtill und züchtig hinter ihm ſitzen ſollte. Was that aber das gehorſame Kind? Er hub ſäuberlich das Hemd vom Hintern auf und ließ die Bauern ſich in einem neuen Spiegel beſehen. Die Leute fingen an, über Eulenſpiegel auszurufen: pfui des kleinen böſen Schalks! Noch wußte der gute Vater nicht, wie das zuging, weil ſich Eulenſpiegel immer bei ihm beklagte und ſprach: höre, lieber Vater! du ſiehſt, daß ich ſtillſchweigend ſitze und Niemand etwas thue, und doch ſagen die Leute, ich ſei ein Schalk. Der Vater beſann ſich nicht lang und ſetzt ſeinen lieben Sohn vor ſich. Aber Eulenſpiegel konnte vor ſeinem Vater weiter nichts thun; doch ſperrte er das Maul mit ausgeſtreckter Zunge auf, da liefen die Leute zu, und ſagten: ſehet doch zu, wie ein junger

Schalk iſt das! Der einfältige Vater konnte keine Schuld bemerken und ſagte: Du biſt in einer unglückſeligen Stunde geboren! Und hatte ihn ſo lieb, daß er ſich auf das Magdeburgiſche Land an der Saale, davon ſein Weib war, begab, ſtarb aber bald darnach und verließ Weib und Kind in merklicher Armuth. Eulenſpiegel aber, wiewohl er kein Handwerk konnte und bei ſechzehn Jahr alt war, war doch in Gaukelei geübt.

Von Eulenſpiegels Ende und Begräbniß lautet die Erzählung wie folgt:

Die achtundſiebenzigſte Hiſtorie.

Wie Eulenſpiegel ſein Gut in drei Theile austheilte, einen Theil ſeinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Mölln, und den dritten Theil dem Pfarrer.

Als nun Eulenſpiegel immer kränker wurde, machte er ſein Teſtament und theilte ſein Gut in drei Theile, einen Theil gab er ſeinen Freunden, den andern Theil dem Rath zu Mölln, und den dritten Theil dem Pfarrer daſelbſt, doch mit dem Beding, wann er des Todes ſtürbe, ſo ſollte man ſeinen Leib begraben in das geweihte Erdreich, ihm Vigilien und Seelenmeſſen halten nach chriſtlicher Ordnung und Gewohnheit, und nach vier Wochen ſollten ſie einhelliglich die ſchönen Kiſten, die er mit köſtlichen Schlüſſeln wohl verwahrt, aufſchließen, und was darinnen iſt freundlich mit einander theilen, und ſich gütlich mit einander vertragen; das nahmen die drei Parthien an und Eulenſpiegel ſtarb. Als nun alle Dinge nach dem Teſtament vollbracht und die vier Wochen verfloſſen waren, kam der Rath, der Pfarrer und Eulenſpiegels Freunde, die Kiſte zu eröffnen und einen verlaſſenen Schatz zu theilen. Man fand aber darinnen nichts als denn Steine. Es ſahe immer einer den andern an, und wurden zornig: der Pfarrer und der Rath meinten, welche die Kiſten in Verwahrung gehabt, die hätten den Schatz heimlich herausgenommen und die Kiſten wieder zugemacht; die Freunde meinten, die Pfaffen hätten es gethan, mithin gingen ſie in lauter Unwillen auseinander.

Die neunundſiebenzigſte Hiſtorie.

Wie Eulenſpiegel ſtarb und die Säue die Bahr umwarfen unter der Vigilien, daß er herunter fiel.

Nachdem Eulenſpiegel ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, kamen die Leute in den Spital, klagten und beweinten ihn, und legten ihn in eine Bahr; da kamen die Pfaffen, die wollten ihm eine Vigilien ſingen; ſobald ſie anfingen, kamen des Spitalmeiſters Sau mit ihren jungen Ferkeln, liefen unter die Bahr, und ließen nicht nach, ſich daran zu reiben, bis Eulenſpiegel herunter fiel, da kamen die Frauen und Pfaffen, und wollten dieſelben hinausjagen; die Sau wurde zornig, wollte ſich nicht vertreiben laſſen, ſondern lief mit ihren jungen

Ferkeln, sprangen über die Pfaffen und Nonnen, über die Kranken und Starken, und über den Sarg, darinnen Eulenspiegel lag, worüber ein großes Geschrei von den alten und jungen Nonnen entstand, daß die Pfaffen die Vigilien stehen ließen und zur Thür hinaus liefen. Die andern verjagten zuletzt die Sau mit den Ferkeln; da kamen die Nonnen und legten den Todten wieder in die Bahr, da kam er unrecht zu liegen, daß er den Bauch zur Erde kehrte. Als nun die Pfaffen hinweggingen, sprachen die Nonnen, wir wollen ihn begraben; das möget ihr thun, sprachen die Pfaffen, aber wir wollen nicht wiederkommen. Da nahmen ihn die Nonnen und trugen ihn auf den Kirchhof.

Die achtzigste Historie.

Wie Till Eulenspiegel sollte begraben werden von den Nonnen.

Bei Eulenspiegels Begräbniß ging es wunderlich zu, denn sie alle stunden auf dem Kirchhof um die Todtenbahr, darinnen Eulenspiegel lag; da legten sie ihn auf zwei Seile und wollten ihn in das Grab senken, da brach das eine Seil entzwei, das unten bei den Füßen lag, und der Sarg schoß in das Grab, daß also Eulenspiegel auf den Füßen stunde. Da sprachen sie alle: lasset ihn stehen, denn er ist wunderlich in seinem Leben gewesen, wunderlich will er auch im Tode sein. Also scharrten sie das Grab zu, ließen ihn auf solche Art stehen, legten einen Stein oben auf das Grab, und hieben auf's halbe Theil oben eine Eule, und einen Spiegel, den die Eule oben in den Klauen hatte, und schrieben oben auf den Stein: Diesen Stein soll Niemand erhaben, Eulenspiegel steht hier aufrecht begraben. Anno MCCCL. (1350).

Da habt Ihr nun die beiden äußersten Enden von Eulenspiegels Lebenslauf, so weit ich die betreffenden Geschichten hier habe mittheilen können.

Ihr seht daraus, daß nicht allein die Dinge die Eulenspiegel that, sondern auch die ihm widerfuhren, gleich nachdem er geboren und gestorben war, von seinem eigenen närrischen Schlage sind, seinen eigenen Charakter, nämlich das Widerspiel anderer Leute zu sein, uns vor Augen führen. Jene sonderbaren Umstände bei seiner Taufe, seiner Leichenausstellung, seinem Begräbniß, sind ja offenbare Eulenspiegeleien des Zufalls oder des Schicksals; und Ihr werdet wol schon von selbst auf die Vermuthung gekommen sein, daß es sich hier wenigstens nicht um wirkliche Thatsachen, sondern um eine Erdichtung, im Charakter des Eulenspiegel, handelt. Das mag uns eine erste Spur, ein Zeichen davon sein, daß es mit seiner Person und seinem Leben ein besonderes Bewandniß hat.

Jetzt wollen wir, zunächst von seinem wirklichen oder angeblichen Lebenslaufe, dann von der Beschaffenheit seiner Witze und Späße reden, also sein Aeußeres und Inneres des Weiteren in Betracht ziehen.

Geht man die sämmtlichen lustigen Geschichten von Eulenspiegels buntem Leben und Treiben durch, so stößt man auf zwei wiederkehrende Hauptzüge; beachtet sie wohl!

Erstens: Eulenspiegel ist stets auf der Wanderung, er bleibt nicht lang an einem Ort, es mag ihm da wohl oder übel gehen. Rastlos pilgert der Schalk durch die Welt, wird nirgends fest oder ansässig, wie die andern Leute. Einmal scheint es allerdings, daß er eine Frau genommen hat; aber damit ist es auch wieder nichts — er hat nicht Haus noch Hof, nicht Kind noch Kegel, nichts auf der Welt, woran er sein Herz hängt und was ihn zum ruhigen Genuß des Daseins einladet. Er hat auf Erden keine Ruhe, kein „bleibend Quartier", es sei denn im Grabe, und sogar im Grabe steht er, wie wir gesehen haben, aufrecht, als wartete er nur auf die Gelegenheit, wieder aufzubrechen und seine Pilgerschaft von Neuem zu beginnen.

Zweitens: wie seinen Aufenthalt, so wechselt er immerwährend seine Beschäftigungen, und jede dient ihm nur zum Mittel seiner Späße. Er nimmt die Maske der verschiedensten Hantierungen der Menschen, ihrer Gewerbe, Künste und Wissenschaften vor's Gesicht, und, wenn er die ernsthaften Leute darin gegafft hat, läßt er sie wieder fallen. Abwechselnd tritt er als Seiltänzer, Bäcker, Arzt, Roßtäuscher (Pferdehändler), Magister und Doktor, Schuster, Schneider, Reliquienkrämer, Kriegsmann, Maler, Klosterbruder, Küster, Schreiner, Brillenmacher, Koch, Herrenmeister, kurz in den verschiedensten Rollen und Verhüllungen auf; das Ende vom Liede ist aber stets, daß er die Leute, die ihn ernstlich für dies und das, für einen Arzt, Magister, Schneider und so weiter gehalten haben, anführt und auslacht.

Also erstens: er weilt nirgends, läßt sich an keinem Ort häuslich nieder. Zweitens: er ist niemals was er scheint, wofür man ihn hält und gebrauchen will.

Hinzufügen will ich nur, daß der gewöhnliche Schauplatz seiner Wanderungen und Abenteuer zwar Deutschland, zumal Niederdeutschland, Niedersachsen ist, daß er aber auch in Rom, Paris, Polen und Dänemark Beweise seiner klugen Narrheit ablegt.

Mit den angeführten äußeren Kennzeichen der eulenspiegelischen Natur stimmt denn nun auch die innere Beschaffenheit der Witze und Späße, in denen er sich zu ergehen pflegt, genau zusammen. Ihr werdet das späterhin ganz natürlich finden, und begreifen, wenn ich sage: er lebt seine Witze und diese, nur diese, sind sein Leben.

Alle seine Späße laufen aber, genau besehen, auf einen Hauptspaß hinaus. Nur auf *einen* Hauptspaß.

Der besteht darin, daß er, allgemein gesprochen, *die Erwartung der Leute täuscht*, näher: daß er statt des *Einen* was die

Leute im Sinn haben und von ihm erwarten, ſchelmiſch das Andere im Sinn hat, und thut was ſie nicht erwarten. Das iſt ſeine ewig wiederkehrende Eulenſpiegelei.

Wir pflegen ein ſolches Spiel der Verwechslung mit einem lateiniſchen Ausdruck ein Quiproquo oder auch Quidproquo zu nennen, zu deutſch ein: Wer für Wen, oder ein Dies für Das. Dieſer Ausdruck iſt eigentlich die Definition oder Worterklärung jeder uns widerfahrenden Täuſchung, wird aber ſtets in heiterm, ſchalkhaften Sinn gebraucht, ſo daß er dem Begriff des Witzes ſich nähert, nur daß der Witz in Gedanken und Worten, das Quiproquo in Erlebniſſen beſteht. Denn witzig nennt man eine Wendung, die unſre Erwartung inſofern täuſcht als ſie ſtatt des Gegenſtandes, den wir vor Augen haben, uns mit einem anderen ganz verſchiedenen und doch auf irgend eine Weiſe verwandten überraſcht, wobei unſer Verſtand, der ſcharfe, ſcheidende und ſchneidende immer auf der Hut iſt und ſein muß, daß ihm kein r für ein n gemacht werde, daß nichts Ungehöriges und nur ſpielend einander Genähertes in unſrer Vorſtellung wirklich zuſammenwachſe. — Für das Quiproquo beſitzen wir, ſo viel ich weiß, keinen ganz zutreffenden deutſchen Ausdruck: wir können uns aber das Wort, das in alle neueren Sprachen übergegangen iſt, recht gern gefallen laſſen; eben ſein fremder und etwas närriſcher Klang hat was von der Sache an ſich, die es bezeichnen ſoll. Redensartlich wiſſen wir dieſe Sache aber gar gut zu geben. Ihr werdet wiſſen, was die halb lachende halb verdrießliche Redensart bedeutet: da hatte eine Eule geſeſſen! Könnt Ihr vielleicht jetzt ſchon errathen, welche Eule man damit meinen mag? Sollte es etwa dieſelbe ſein, welche auf Eulenſpiegels Grabſtein den Spiegel in den Klauen hält? Wir werden ſehen.

Am gewöhnlichſten ſpaßt Eulenſpiegel auf die Weiſe, daß er gleichſam auf den nackten Worten reitet, das heißt, daß er Worte, die figürlich oder in einem gewiſſen herkömmlichen Sinn an ihn gerichtet werden, mit ſcheinbarem Ernſt buchſtäblich auffaßt, woraus dann ein ganz verkehrtes, die Leute in Schaden und Aergerniß verſetzendes Thun hervorgeht.

Beiſpielsweiſe will ich hier die Geſchichte * anführen,

Wie Eulenſpiegel ſich zu Windsheim zu einem Kaufmann für einen Koch verdingte.

Gleich in der Straße, wo man nach dem Heumarkt gehen will, da wohnte ein gar reicher Kaufmann, der ging einsmals vor demſelben Thor ſpatzieren, und wollte in ſeinen Garten gehen, unterwegs aber fand er Eulenſpiegel auf dem grünen Acker liegen, den grüßet er und fragte ihn, was er für ein Stallbruder wäre? Eulenſpiegel

* Die zweiundzwanzigſte Hiſtoria.

antwortet mit verſteckter Schalkheit: er wäre ein Küchenbube und hätte keinen Dienſt. Da ſprach der Kaufmann zu ihm: wenn du wollteſt fromm ſein, ich wollte dich ſelber aufnehmen, und dir neue Kleider machen, denn ich habe eine Frau, die klagt alle Tage über das Kochen. Eulenſpiegel ſagte ihm große Treue und Frömmigkeit zu; darauf nahm ihn der Kaufmann an und fragte, wie er heiße? Eulenſpiegel ſprach: Herr, ich heiße Bartholomäus. Der Kaufmann ſagte: das iſt ein langer Name, man kann ihn nicht wohl nennen, du ſollſt Toll heißen. Eulenſpiegel ſprach: ja, lieber Herr, es iſt mir gleich wie ich heiße. Wohlan, ſprach der Kaufmann zu Eulenſpiegel, du biſt mir ein rechter Knecht, komm eilends her, und gehe mit mir in meinen Garten, wir wollen Kraut mit uns heimnehmen und junge Hühner damit füllen, denn ich habe auf den nächſten Sonntag Gäſte geladen, denen möchte ich gerne eine Ehre anthun. Eulenſpiegel ging mit ihm in ſeinen Garten und ſchnitten Rosmarin ab, damit er die Hühner füllen wollte auf welche Manier, die andern mit Zwiebeln, Eiern und anderen Kräutern, und gingen miteinander nach Haus. Als nun die Frau den von Kleidern ſeltſamen Gaſt* ſahe, fragte ſie ihren Herrn, was das für ein Geſell wäre und was er mit ihm thun wollte, ob er beſorgte, das Brod möchte ihm verſchimmeln? Der Kaufmann ſprach: Frau, ſei zufrieden, er ſoll dein eigener Knecht ſein, er iſt ein Koch. Die Frau ſagte: ja, lieber Mann, er ſollte wohl gute Dinge kochen; ſei zufrieden, ſprach der Herr, du wirſt es morgen wohl ſehen, was er kann und rief Eulenſpiegel: Toll! Er antwortete bald: Junker. Nimm den Sack, und gehe mir nach unter die Fleiſchbänke, wir wollen Fleiſch zum Braten holen. Alſo folgte er ihm nach, da kaufte ſein Junker Fleiſch und einen Braten und ſprach zu ihm: Toll, ſetze den Braten morgen bald zu, brate ihn kühl und langſam ab, daß er nicht verbrenne; das andere Fleiſch ſetze auch bei Zeiten zu. Eulenſpiegel ſagte: ja, und ſtund des Morgens früh auf, ſetzte die Koſt zum Feuer, aber den Braten ſteckt er an einen Spieß, und legte den zwiſchen zwei Faß Einbeckiſch Biers in den Keller, daß er kühl läge und nicht verbrenne. Als nun der Kaufmann den Stadtſchreiber und andre gute Freunde zu Gaſt geladen hatte, kam er und wollte ſehen, ob die Gäſte ankommen und die Koſt auch bereit wäre, fragte ſeinen neuen Knecht, ob er fertig wäre? Eulenſpiegel antwortete: es iſt alles bereit, ohne den Braten. Der Junker ſprach: wo iſt er? Eulenſpiegel ſprach: er liegt im Keller zwiſchen zwei Fäſſern, keinen kühlern Ort wußte ich im Haus nicht, weil ihr ſagtet, ich ſollte ihn kühl legen.

* Als „der eigentliche wahre Volksnarr, im Gegenſatz der früher allgemein üblichen Hofnarren. Als ſolcher iſt er daher auch auf unſre Zeit gekommen und während die Fürſten die Stelle längſt als überflüſſig erkannt haben, iſt das Volk keineswegs derſelben Meinung geweſen, und hat ſich ſeinen plebejiſchen Tribun in der Schellenkappe nicht nehmen laſſen.“ (Görres Werke.)

Iſt [illegible] denn auch bereit? ſprach der Kaufmann. Nein, ſprach Eulenſpiegel, ich habe nicht gewußt, wann ihr ihn haben wolltet. Indem kamen die Gäſte, denen ſagte er von ſeinem Knecht, wie er den Braten in den Keller gelegt hätte, darüber lachten ſie alle und machten einen Spaß daraus. Die Frau aber war nicht damit zufrieden um der Gäſte willen, und ſagte zu ihrem Herrn, er ſollte den Knecht geben laſſen, ſie ſehe wohl, daß er ein Schalk wäre. Der Kaufmann ſagte: liebe Frau, ſei zufrieden, ich werde ihn zu einer Reiſe nach der Stadt Goslar brauchen, und ſo ich wieder heimkomme, will ich ihn laufen laſſen. Als ſie nun aßen, tranken und guter Ding waren, und es auf den Abend ging, ſprach der Kaufmann zu ſeinem Knecht: Toll, richte den Wagen zu, und ſchmier ihn wohl, wir wollen morgen gen Goslar fahren, es iſt ein Pfaff, der heißt Heinrich Hammelſtadt, der iſt daheim und will mitfahren. Da ſprach Eulenſpiegel: ja, es ſoll ſein, und fragte ihn, was er für eine Salbe nehmen ſollte. Der Kaufmann warf ihm einen Schilling hin, und ſprach zu ihm: geh hin, kauf Karrenſalbe und laß die Frau altes Feiſt darunter thun. Er machte es ſo, und da jedermann ſchlafen war, beſchmierte er den Wagen inwendig und auswendig wohl, am meiſten aber, wo man ſitzen ſollte. Früh Morgens ſtund der Kaufmann auf mit dem Pfaffen und hießen Eulenſpiegel die Pferde anſpannen, das that er gleich, ſie ſaßen auf und fuhren fröhlich davon, da hub der Pfaff an, und ſagte: was iſt denn hier ſo feiſtes? ich wollte mich halten, daß mich der Wagen nicht ſo ſchwankte, und beſchmierte die Hände darüber. Sie ließen Eulenſpiegel ſtill halten, ſagten ihm, ſie wären hinten und vornen beſchmieret, und wurden zornig über den guten Eulenſpiegel; indem kommt ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbeigefahren, dem kauften ſie etliche Bünd ab, wiſchten den Wagen damit ab und ſaßen wieder auf. Da ſprach der Kaufmann im Zorn zu Eulenſpiegel: du verloſſener Schalk! was haſt du gemacht! fahre fort an den lichten Galgen, du Schelmenhals! Das that Eulenſpiegel; als er nun unter den Galgen kam, hielt er ſtill, und ſpannte die Pferde aus. Zu dem ſprach der Kaufmann: was willſt du machen, du Schalk? Eulenſpiegel ſprach: ihr heißet mich unter den Galgen fahren, jetzt ſind wir da, ich meinte wir wollten hier ruhen; indem ſahe der Kaufmann aus dem Wagen, da hielten ſie unter dem Galgen. Was wollten ſie thun? ſie mußten der Thorheit lachen. — —

Ich will hier die Hiſtoria abbrechen. Es verſteht ſich, daß der Kaufmann den ſchelmiſchen Diener nicht behält: aber dieſer ſpielt ihm zum Abſchied noch einen argen Poſſen. Von der Reiſe zurückgekehrt, ſpricht der Kaufmann zu ihm: morgen räume mir das Haus, du biſt ein übler Schalk, ich will dich nicht länger haben. Andern Morgens trägt Eulenſpiegel, während der Kaufmann abweſend iſt, alles Haus-

geräth, alles bewegliche Eigenthum seines Herrn aus dem Hause auf die Gasse. Also hat er das Haus geräumt. Wie sein Herr zurückkehrt, bittet ihn der Schalk, ihm doch bei dem Ausheben der Hausthür behülflich zu sein, sie sei ihm zu schwer, allein könne er's nicht thun. Zuletzt beklagt er sich noch über Undank; es ist ja ein großes Wunder, sagt er, ich thue alles was man mich heißt, und kann nirgends Dank verdienen, das betrübt mich — nicht, ich bin in einer unglücklichen Stunde geboren. Worauf er von dannen geht und den Kaufmann, unter dem Gelächter der Nachbarn, sein Gut wieder in's Haus schleppen läßt.

Auf ähnliche Schalksweise spielt er den meisten Leuten mit, denen er in dieser oder jener Rolle seine Dienste angeboten hat; er stellt sich dumm — bis zum Blödsinn, indem er die Zweideutigkeit der Worte ausbeutet, um sich immer nur an die nächste sinnliche, handgreifliche Bedeutung derselben zu halten. Dabei treibt er seine derben und dicken Späße mit völliger Gewissenlosigkeit, ja mit der fröhlichsten Bosheit, um nicht zu sagen, mit boshafter Schadenfreude. Denn Eulenspiegel fragt gar nichts nach dem Schaden den er anrichtet; er würde in seinem neckischen Uebermuth einem König eben so seelenvergnügt die Krone zerbrechen, wie er den Schustern das Leder, den Kürschnern die Pelze, den Schneidern das Laken possenhaft verschneidet und verdirbt. Hat er einmal das Uebel angerichtet, oder vielmehr, hat er seinen Zweck, ernsthafte Leute durch ein solches Quiproquo meist zu ihrem Aerger, zuweilen (die gescheuteren) auch zu ihrer Ergötzung, über seine allbekannte unverwüstliche Schelmennatur aufzuklären, so reibt er sich vergnügt die Hände, und erntet er Schelte, er, der fromme Eulenspiegel, so beklagt er sich scheinheilig über den Undank der Welt, die seinen getreuen Sinn, seine strenge Knappenschaft im Dienste des Wortes nicht anerkennen will. Der arme Eulenspiegel! Hat er nicht erleben müssen, daß selbst wahre Kenner und aufrichtige Freunde der Volkspoesie (die eigentlich — behaltet das Wort — eine Volksphilosophie in sich enthält) vorzugsweise „die Ader von boshafter Tücke" in ihm entdecken wollten, „die man als den deutschen Bauern eigen allgemein anerkennt"! Ich will Euch gleich eine Geschichte von Eulenspiegel mittheilen, die Euch zeigen soll, wie er mit seinen eigenen Standesgenossen umspringt. Die Zarteren unter Euch mögen sich dabei eines Riechfläschchens bedienen; übrigens ist die Art des Witzes ganz die oben bezeichnete, absichtlich „dwatsche" (ein niedersächsisches Wort), das heißt, den gemeinten Sinn der Worte verkehrende und am liebsten das dicke Ende davon ergreifende Unart.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Neuerwall 88. **Hamburg.** Druck von Basset & Co.
Verl. für den Buchhandel: Herold'sche Buchhandlung.

Irmin.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 3. **Erster Jahrgang.** **1834.**

Tyll Eulenspiegel.

Eine neue Vorstellung von ihm.

(Fortsetzung.)

Es wird nämlich in der **dreiunddreißigsten Historie** erzählt **Wie Eulenspiegel einem Bauern eine Suppe begoß.**

Als nun Eulenspiegel viele Schalkheit dem Schuhmacher zugefügt hatte, kam er gen Stade, und verdingte sich wiederum zu einem Schuhmacher. Als er nun den ersten Tag arbeiten sollte, da ging sein Meister auf den Markt, kaufte ein Fuder Holz und verhieß dem Bauern eine Suppe zu geben zum Geld, brachte den Bauern mit dem Holz für sein Haus. Da fand er niemand darin, denn die Frau und die Magd waren ausgegangen, und Eulenspiegel war allein im Haus und nähete Schuhe, da mußte der Meister wieder auf den Markt geben, und befahl Eulenspiegel, daß er nähme was er hätte, dem Bauern die einbedingte Suppe zu machen. Eulenspiegel sagte, ja. Der Bauer warf das Holz ab, kam in's Haus; Eulenspiegel schnitt die Suppe ein, konnte aber in der Eil kein Fett finden, kam deswegen zu einem Behältniß, darin das schmeckende Fischfett (Thran) war, und begoß damit die Suppe. Der Bauer fing an zu essen, und schmeckte, daß es übel stank, doch war er hungerig und aß die Suppe; indessen kam der Schuhmacher heim und fragte ihn, wie ihm die Suppe geschmeckt hätte? Der Bauer sagte: wie lauter neue Schuhe. Darauf ging der Bauer aus dem Haus, da lachte der Schuhmacher und fragte Eulenspiegel, wovon er dem Bauern die Suppe geschmälzt hätte? Eulenspiegel sprach: Ihr sagtet ja, ich sollte nehmen was ich hätte, nun hatte ich nichts anders als Seefischschmalz, davon habe ich dem Bauern die Suppe geschmälzt, denn ich suchte überall und fand sonst nichts. Der Schuhmacher sagte: es ist recht, und dem Bauern gut genug.

Von allen witzigen, oder vielmehr in der Narrenkappe des Witzes auftretenden Wortschelmereien Eulenspiegels, hat mir einst als Knaben diejenige am besten gefallen, die ich Euch nun noch mittheilen

will. Es fällt da der Wortwitz mit einem reſoluten Handeln in großer Gefahr zuſammen. Ich meine die Geſchichte — die **achtzehnte** von den **Hiſtorien**:

Wie Eulenſpiegel das Herzogthum Lüneburg verboten wurde.

Bei Zell (Celle), in dem Lande Lüneburg, verübte Eulenſpiegel eine gewaltige Bosheit, daß ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, und wenn er darin ergriffen würde, ſollte man ihn fangen und henken. Eulenſpiegel wollte das Land nicht räumen; wenn ihn der Weg dadurch trüge, reiſte er nichts deſto weniger durch. Es begab ſich aber auf eine Zeit, daß er durch Lüneburg reiſen wollte, da begegnete ihm der Herzog, er dachte, ſo du fliehſt, übereilen ſie dich mit ihren Gäulen und ſtechen dich vom Pferd herunter, oder kommt der Herzog im Zorn und läßt dich an den nächſten Baum henken. Er bedachte ſich alſo eines kurzen Raths, ſtieg von ſeinem Pferd ab, ſchnitt ihm gleich den Bauch auf, ſchüttelte das Eingeweide heraus und ſtund in das Loch. Da nun der Herzog und ſeine Reiter an die Stadt geritten kamen, und ſahen den Eulenſpiegel in ſeines Pferdes Bauch ſtehen, ſprach ein Diener: ſehet, Herr, da ſteht Eulenſpiegel in ſeines Pferdes Haut; der Fürſt ritt zu ihm und ſprach: biſt du da? Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe, und wenn ich dich darin finde, ſo wolle ich dich an einen Baum henken laſſen? Da ſprach er: gnädiger Fürſt und Herr! ich hoffe, ihr werdet mich des Lebens begnadigen, weil ich nichts gethan, was des Henkens werth iſt. Der Herzog ſprach: komm her zu mir, ſage mir deine Unſchuld, oder was willſt du damit ſagen, daß du ſo in deines Pferdes Haut ſtehſt? Eulenſpiegel ſprach: gnädiger und hochgeborner Fürſt! Ich fürchtete mich für euer Ungnad ſo ſehr, daß ich nicht anders konnte, als mich zwiſchen vier Pfähle zu begeben, darin ich nach dem alten Herkommen ſicher zu ſein glaubte. Da lachte der Herzog und ſprach: willſt du nun aber hinfort aus meinem Lande bleiben? Eulenſpiegel ſprach: wie euer fürſtlichen Gnaden befehlen. Der Herzog ritt von ihm weg und ſprach: bleib wie du biſt. Da ſprang Eulenſpiegel eilends aus der Haut und ſagte: hab Dank, liebes Pferd! du haſt mir geholfen und einen gnädigen Herrn gemacht; es iſt beſſer, die Raben freſſen dich, als mich, und lief zu Fuß davon.

Alſo, der Herzog hatte ihm ſein Land verboten; in's Lüneburgſche durfte er bei Leibes- und Lebensſtrafe nicht hinein. Nun aber ſtellte er ſich mitten im Lüneburger Land auf ſein eigenes Gebiet, zwiſchen die Rippen ſeines Gauls, als ſeines einzigen, vordem beweglichen, nunmehr liegenden Eigenthums, behauptend, er ſtehe zwiſchen ſeinen vier Pfählen — was er dann ja auch in ſeiner Weiſe that. Und da wußte er ſich nach altem Herkommen ſicher. Seht beiläufig, wie man ſelbſt aus dem Eulenſpiegel lernen kann, daß das ſtolze

engliſche: my house is my castle — mein Haus iſt meine Burg — ganz gut deutſch iſt oder war. —

Durch einen ähnlichen Doppelſinn der Worte macht er ſich ſpäter zu einem Eigenthümer von Grund und Boden im Lüneburgiſchen und entgeht dadurch auf's Neue der ihm angedrohten Exekution. Er erhandelt nämlich von einem Bauern einen Karren voll Erde, kriecht bis an die Schultern hinein und ſpricht zu dem Herzog, der ihm wieder auf der Landſtraße entgegengeritten kommt: gnädiger Herr, ich bin nicht in eurem Lande, ich ſitze in meinem Lande, das ich von einem Bauern erkauft habe, der ſagte mir es wäre ſein Erbtheil. Worauf der Herzog (über dieſe andre Täuſchung, wie es ſcheint, etwas böſer geſtimmt) zu ihm ſpricht: fahre hin mit deinem Erdreich und komme nicht wieder, ich will dich ſonſt mit Pferd und Karren henken laſſen. Die Hiſtorie meldet, daß Eulenſpiegel auf ſein Pferd ſprang (warum mag die Sage ihn ſo oft beritten vorſtellen?) und den Karren voll ächter Lüneburger Erb-Erde vor der Burg des Herzogs ſtehen ließ.

Was nun auch im Eulenſpiegel nicht genau dieſer beſtimmten Art des ſchalkhaften Quiproquo, der Täuſchung in Folge der Zweideutigkeit der Worte, angehört, der Täuſchungsſpaß ſelbſt kehrt in allen ſeinen Geſchichten unveränderlich wieder. Ueberall gibt er den Leuten ſtatt des Einen worauf ſie es ernſtlich abſehen ſchelmiſcherweiſe das Andere woran ſie nicht gedacht haben, ſtatt der Sache den Schein, ſtatt des Ernſtes den Spaß.

Täuſchen und tauſchen ſind in der deutſchen Sprache verwandte Wörter. Die Sprache hat ſie aus einer Wurzel gebildet, nicht weil beim Tauſche, dieſer älteſten Art des Handels, oft getäuſcht wird, ſondern weil jede Täuſchung, die wir uns machen, auf einem Tauſche, einer Verwechſelung des Einen mit dem Andern beruht. Zum Beiſpiel: Ein Taſchenſpieler drückt mir ein Stück Geld in die Hand und erſucht mich, es recht feſt zu halten. Später läßt er mich die Hand öffnen und — das Geld iſt verſchwunden. Nein, ich habe mich getäuſcht, ich habe den Druck ſeines Fingers in meiner Vorſtellung mit dem Geldſtücke vertauſcht; der Gaukler hat meinen baaren Ernſt, meinen feſten Glauben, das Geldſtück in der Hand zu haben, benutzt, um mir eine ſcherzhafte Täuſchung, ein Quiproquo, zu bereiten.

Wenn nun auch die Täuſchung beim Handel und Wandel — dieſe Wörter bezeichnen die von Hand zu Hand gehende, ihren Eigenthümer auf Märkten und Gaſſen wechſelnde Waare — nicht der Grund iſt warum die deutſche Sprache das Tauſchen und das Täuſchen zuſammengeſtellt hat, ſo läßt ſich doch nicht verkennen und liegt auch ganz in der Natur der Sache, daß eine uralte Anſicht der Völker eben im Handel und Wandel ein vorzügliches, naheliegendes Bild der

Täuſchungen ſah, womit das Leben aller Sterblichen umfangen iſt. Die alten Griechen und Römer liehen ihrem ſtets auf der Wanderung begriffenen Handelsgott, der zugleich der Bote der Götter war, dem an der Sohle geflügelten Merkurius oder Hermes (wie ihn die Griechen nannten) keineswegs ſehr verläſſige Eigenſchaften; er war ihnen ſchon als Kind ein Kiephte, ein ſchlauer Entwender und Verhehler, gerade wie man von dem frommen Kinde Eulenſpiegel eine ähnliche Geſchichte lieſ't, nur daß dieſer einem Bäckerjungen einen Brotſack für ſeine hungernde Mutter, der junge Gott Merkur aber einem andern jugendlichen Gott, dem Apollo, Rinder ſchelmiſch entführt. Sie, die alten Griechen und Römer, geſtalteten ſich in dieſem alten mit dem nordiſchen Odin und dem ſächſiſchen Wodan verwandten Handelsgott und Götterboten ein wunderliches jugendlich glattes und einſchmeichelndes Bild der Liſt, der geheimen Gedanken, des Doppelſinns, des wandernden Hin und Her, des Wechſels zwiſchen dem Einen und dem Andern, zwiſchen Götter und Menſchen, zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Schein und Wirklichkeit, zwiſchen Wahrheit und Betrug, wobei er, der Gott, mit ſeinen feinen geflügelten Sohlen immer an die Grenzen von Beiden hinſtreift, ſo daß er auch als Gott der Wege, Wegeſcheiden und Grenzen verehrt wurde, und die Halbſcheid der Woche — der Mittwoch — ſeinen Namen führte. Freilich dürft Ihr deswegen nicht glauben, daß die alten Griechen nicht wußten, was rechts und links, was gut und böſe war. Eben ſo gut wie unſre ehrlichen deutſchen Vorfahren, welche den Eulenſpiegel, den Mann der Schelmerei und Zweideutigkeit zu einem beliebten Volksmann oder Volkshelden erhoben haben. Es liegt ein anderer und höherer Sinn in dem Allen, und wir müſſen uns wohl in Acht nehmen, daß wir den griechiſchen Gott und den deutſchen Volksmann mit keiner andern Elle meſſen als mit ihrer eigenen.

Aus dem angegebenen Grunde wird es uns erklärlich ſein, daß Eulenſpiegel eine große Zahl ſeiner Schelmereien im Handel und Wandel, im Kauf und Verkauf ausübt.

Ich will mit ein paar Geſchichten aus dem Pferdehandel den Anfang machen. Warum iſt Eulenſpiegel ſo oft zu Pferde? ſo habe ich oben beiläufig gefragt. Nun, warum ſitzt der alte Altonaer, ehemals niederſächſiſche Merkur, trotz ſeiner geflügelten Sohlen, hoch zu Pferde? dazu auf einem geflügelten, welches den Pegaſus, das Muſenroß der Griechen vorſtellen ſoll. An ein ſolches Flügelroß haben nun zwar unſre niederſächſiſchen Vorfahren nicht gedacht, als ſie den Eulenſpiegel zu Pferd ſetzten. Aber ihre guten Gründe hatten ſie doch dabei, und ich will Euch kürzlich meine Meinung darüber ſagen. Erſtens unſere niederſächſiſchen Vorfahren waren, wie die Niederländer, ein reiſiges, berittenes Volk, und noch gegenwärtig iſt unſre

Reiterei die beſte in Deutſchland. Zweitens iſt das Roß und die ſchnelle Bewegung gleichſam aus einem Gedanken entſprungen, denn, glaubt es mir nur geradezu, das indiſche Wurzelwort rho laufen, iſt die Mutter, das Wurzelwort von unſerm „Roß“, ſo wie man auch dem „Gaul“ von gau (geſchwind) abgeleitet hat. Das galoppirende Pferd wird außerdem in allen Sprachen mit der ſtets veränderlichen auf- und niederſteigenden Welle, zuweilen mit dem Schiff verglichen, ja das Pferd ganz allgemein mit dem Waſſer (lateiniſch aqua Waſſer, equa Stute, equus Pferd), und daher hat auch das genannte griechiſche Muſenroß ſeine geiſtige Bedeutung und ſeine Flügel entnommen, weil das Waſſer, in alle Geſtalten ſich verwandelnd, durch den Uebergang in Gasform, durch die Verdunſtung, gleichſam Flügel erhält. Alles das kann auch auf Eulenſpiegels wandelbare geſtalten- und erfindungsreiche Natur bezogen werden, wenn auch, wie geſagt, unſere nächſten Vorväter, die ſich die Geſchichten von dem berittenen Eulenſpiegel, wie ſie vorliegen, erzählten, ſolcher Gedanken ſich keineswegs bewußt geworden ſind. Drittens und beſonders ſteht das Geſchäft jener eigenen Art von Berittenen, welche in dem Volksbuche „Roßtäuſcher“, das iſt Pferdehändler, Roßkämme, genannt werden, ſeit unvordenklichen Zeiten in dem Rufe oder Verrufe gewiſſenloſer Täuſchung, ſo daß das bekannte Sprichwort: Augen für Geld! in keinem Tauſch und Kauf mehr Anwendung finden mogte, als eben im Pferdehandel. Und dabei lag die lächerliche Seite der Täuſchung, des Betäuſchtwerdens oft ſehr nahe, wie das andre Sprichwort: wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen! Wenn zum Beiſpiel, wie das vor einigen Jahren bei Hamburg geſchah, ein zwar kleines, aber altergraues Roß für ein Füllen verkauft wird, ſo kann man, trotz der verübten Spitzbüberei, ſich kaum des Lachens darüber enthalten.

Eine allerliebſte Eulenſpiegelei im Pferdehandel berichtet uns die **achtundſechszigſte Hiſtoria**; doch führt ſie nur den bekannten Wortwitz im Schilde. Eulenſpiegel verkauft in Lübeck ein ſtetiges Pferd als eins das keine Gebrechen habe; nur daß es nicht über die Bäume ginge. Der Käufer will aus Lübeck hinausreiten, allein das Pferd ſcheut vor der Brücke — „denn ſie war von Bäumen gemacht.“ Sie beſtand aus Balken und Brettern. Auch war in unſerm germaniſchen Norden, was ich hinzufügen will, nachweislich die älteſte rohe Art des Brückens (nach dem niederſächſiſchen Wort: „brüggen“ das iſt pflaſtern, gebildet) die Bedeckung der Sümpfe und ſeichten Flußſtellen mit gefällten Bäumen; ſo daß Eulenſpiegel auch bei dieſer Gelegenheit wol nur die nächſte ſinnliche Bedeutung des Wortes im Auge haben mogte.

Eine thatſächliche Probe des Täuſchens legte er aber in einem Pferdehandel zu Wismar ab, wie die **dreiundfunfzigſte Hiſtorie** berichtet:

Wie Eulenspiegel zu Wismar ein Pferd kaufte, ein Roßtäuscher wurde, und einen Kaufmann betrog.

Schimpfliche Schalkheit that Eulenspiegel einem Roßtäuscher bei dem See zu Wismar an; denn dahin kam allezeit ein Roßtäuscher — und war sein Gemerk also: hat ein Pferd einen langen Schwanz, so zoge er es bei dem Schwanz, stund ihm das lange Haar schwach im Schwanz, so kaufte er das nicht, denn er hatte den Glauben, daß es nicht lange lebte. Stund ihm das Haar fest im Schwanz, das kaufte er, und hatte guten Glauben daran, daß es lange leben würde, und wäre harter Natur; dieß war eine gemeine Sage zu Wismar, darnach sich jedermann richtete. Dieß wußte Eulenspiegel auch und dachte, dem mußt du auch eine Schalkheit thun, es sei was es wolle, daß der Irrthum aus dem Volke kommt; so konnte Eulenspiegel sich auch etwas mit der schwarzen Kunst behelfen, übernahm da ein Pferd, und machte ihm einen Schwanz mit Blut und Harz, wie er ihn haben wollte, zog damit zu Markt, und bot das Pferd theuer genug, daß sie es ihm nicht abkauften, so lange bis der Kaufmann kam, der die Pferde beim Schwanz zog, dem bot er das Pferd wohlfeil. Der Kaufmann sahe wohl, daß das Pferd schön und gut war, geht auch herzu, und wollte es dort beim Schwanz ziehen. Eulenspiegel hatte es gerichtet, sobald er dem Pferd den Schwanz zog, behielt er ihn in der Hand und dieß geschah diesem Pferde also, als ob er ihm den Schwanz hätte ausgezogen. Der Kaufmann wurde zaghaft, und Eulenspiegel rief: sehet diesen Böswicht! wie er mir mein Pferd verderbt hat; die Bürger liefen hinzu, die Sache zu vermitteln, und machten, daß der Kaufmann Eulenspiegel zehn Gulden Abtrag thun mußte für den Schwanz, worauf er glücklich hinweg zog.

Die Geschichte hat eine doppelte Spitze. Der Mann glaubte, den wirklichen Schwanz des Pferdes zu fassen, und siehe da, er zieht einen falschen; es war aber seine Gewohnheit, in der also geprüften Stärke oder Schwäche der Pferdeschwänze ein handgreifliches sicheres Zeichen oder Unterpfand des Werthes der Pferde zu erblicken, und diese Gewohnheit war es eben, welche Eulenspiegel derb verspottete. Unser fromme Eulenspiegel gab ihm ein Stückchen von der „schwarzen Kunst" zum Besten, das ist, er machte ihm, mit den wohlfeilsten Mitteln einen „Hokuspokus", ein Blendwerk vor, das weder seine noch der andern Leute Einfalt zu durchschauen im Stande war.

Dieselbe Spitze hat die folgende Geschichte, nur daß sie hier noch deutlicher heraustritt und die gläubige Einfalt der Leute in Ansehung solcher festumklammerten Faustpfänder, solcher greif- und faßbaren Zeichen und Bürgschaften, wo etwa nur ein Theil (wie der Pferdeschwanz) für das Ganze einstehen soll, noch ausdrücklicher den Gegenstand der Satire bildet.

Es ist eine der ergötzlichsten und feinsten Schelmereien, die Eulenspiegel, nicht allein im Handel und Wandel, sondern überhaupt in dem Fahrwasser seiner Späße ausübte. Wir lesen sie in der

achtundzwanzigsten Historie:

Wie Eulenspiegel zu Quedlinburg Hühner kauft und der Bäuerin ihren Hahn zum Pfande ließ für das Geld.

Die Leute waren vor Zeiten lange nicht so boshaft (arg denkend), wie jetzt, sonderlich die Bauersleute. Denn einemal kam Eulenspiegel nach Quedlinburg, da war zu der Zeit Markt; Eulenspiegel hatte nicht genug Zehrung, denn wie er sein Geld gewann, so ging es wieder hinweg, und dachte, wie er wieder Zehrung wollte überkommen. Eine Bäuerin saß da zu Markt, und hatte einen Korb voll Hühner mit einem Hahn feil; Eulenspiegel fragte, was das Paar gelten sollte? Sie antwortete ihm: das Paar um zwei Stephansgroschen. Eulenspiegel sagte: wollt ihr sie näher (billiger) geben? Sie sprach: nein. Eulenspiegel nahm nun die Hühner mit dem Korb und ging dem Burgthor zu, da lief ihm die Frau nach, und sprach: Kaufmann, wie soll ich das verstehen? willst du mir die Hühner nicht bezahlen? Eulenspiegel sprach: ja, ich bin der Aebtissin Schreiber. Darnach frag ich nicht, sagte die Frau, willst du die Hühner haben, so bezahle sie, ich habe bei der Aebtissin eben nichts zu schaffen, mein Vater hat mir gelehret, ich soll denen nichts borgen, so fürnehm sind. Eulenspiegel sprach: Frau, ihr seid von kleinem Glauben; damit ihr aber besser versichert seid, will ich euch diesen Hahnen zum Unterpfand geben, bis ich euch den Korb und das Geld bringe. Die gute Frau nahm ihren Hahnen zum Pfand, aber sie wurde betrogen, denn Eulenspiegel blieb ganz aus.

Man würde dem ächten, das ist, fabelhaften Eulenspiegel unrecht thun und sich selbst den Scherz verderben, wenn man bei der obigen Geschichte oder irgend einer andern von ihm, an den Worten der Erzählung als einer angeblichen Thatsache kleben bleiben wollte, und einen andern Maßstab der Beurtheilung anlegte, als den der Fabel, bei der alles Geschichtliche nur das Kleid der Moral, eines Gedankens, einer Beobachtung, einer Lehre, einer Welterfahrung ist. Die Moral dieser Geschichte ist aber nicht die, wie leicht sich eine arglose und dumme Bauerfrau hintergehen läßt, sondern die, welcher Selbsttäuschung die Menschen gewöhnlich unterliegen, wenn sie auf das was sie mit der Hand umspannen, was sie greifen, fühlen, schmecken können, einen unverhältnißmäßigen Werth legen. Die Historie treibt den Scherz damit bis auf die äußerste Spitze, indem sie Eulenspiegel der gläubigen Marktfrau einen Theil ihres eigensten Eigenthums, dessen er sich durch einen Handstreich bemächtigt hat, als Pfand für ihr übriges Eigenthum vorspiegeln läßt. Man lacht darüber,

und bedenkt freilich nicht, daß dies auserlesene Quiproquo nicht allein dem Hühnermarkte des alten gefürsteten Nonnenklosters Quedlinburg angehört.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsgegenstände für die künftigen Blätter des „Armin".

Unbekümmert um das fernere Loos dieser Blätter — nicht so zu verstehen, als ob ich meine Zeitschrift schon auf längere Dauer gesichert weiß, ich fürchte in dieser Beziehung nicht sowol die Fülle, als den Mangel an Konkurrenz, der äußeren Maaßstäbe für dieselbe — sondern so, daß ich meinerseits nicht verfehlen werde meine ausgesprochene Absicht von der ersten bis zur letzten Nummer unbekümmert durchzuführen — theile ich aus dem überreichen Bildungsstoff eine Uebersicht der Gegenstände mit, welche ich vorzugsweise auswählen werde, um an ihnen das Charakteristische dieser Blätter zu entfalten.

Historische und zeitgenössische Bilder. Der Anfang soll mit Arminius selbst gemacht werden, dem großen turbator Germaniæ (Aufrührer Deutschlands) nach dem hier ehrenvollen Ausdruck eines Römers: sein Name, sein historisches Bild, seine poetische Auffassung durch neuere Dichter, seine bleibende Bedeutung.

Völker-Charakteristiken: Die Deutschen und ihr Verhältniß zu den germanischen Stammgenossen, ferner zu den romanischen und slavischen Nachbarn.

Deutschland an der See und zur See. Deutschland und die überseeischen Länder. Das wiederkehrende Phänomen der Völkerwanderung.

Eine Geisterreise um die Erde, mit Blicken auf alte und neue Kultur; Indien als den ältesten, Griechenland als den zweiten, Deutschland als den neueren Mittelpunkt der höheren Kultur aufgefaßt.

Der Beruf des heranwachsenden Geschlechts, in mancherlei Hinweisungen.

Erneuerte (zum Theil, durch den Standpunkt, neue) Kenntnißnahme:

von den religiösen und poetischen Mythologien alter Völker,
vom deutschen Volksliede und Märchen,
von Reineke dem Fuchs,
von den Nibelungen,
von Homer's Odyssee und Ilias, als unvergänglichen Kultur- und Naturdichtungen.

Ueber und wider die neugemachten Märchen für Kinder und Kindische, als bloße Verhunzungen der alten, und kränkliche Phantasiereizungen (Andersen und andre viele — in gewisser doch weniger hieher gehöriger Beziehung Oskar von Redwitz und Andre).

Interessantes aus dem Gebiet der deutschen Sprache, und der Sprache überhaupt.

Deutsche Sprichwörter.

Urtheile über verschiedene literarische und sonstige Tagserscheinungen, soweit sie auf eine nützliche und interessante Art in den Kreis dieser Blätter hineingezogen werden können.

Stoff genug, ohne das Reich der Naturkunde, der Mechanik und der Erfindungen speciell zu Hülfe zu nehmen, Gegenstände welche ohnehin theilweise gründlich in den Schulen, sonst aber in hunderten von Büchern und Blättern auch den schwächeren Fassungskräften zugängig gemacht werden.

Stoff genug — nein, zu viel — zu viel, wenn es nur auf einen Beitrag zu der gegenwärtigen Ueberladung und Verwirrung junger Köpfe hinauslief. Diese Sünde wird der „Armin" nicht auf sich laden. Er ist ein lebendiges Wesen. Man wird ihn bald im Ganzen hier verstehen und lieben lernen — dort vielleicht im Ganzen verwerfen. Und bei beidem, bei Gunst und Ungunst, wird er lebendig bleiben. Nur das graue indifferente dritte, die Theilnahmlosigkeit, wird sein Aufhören bedingen.

L. W.

Expedition: Neuerwall 88. Hamburg. Druck von Basset & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'sche Buchhandlung.

Iduna.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 4. **Erster Jahrgang.** **1834.**

Tyll Eulenspiegel.

Eine neue Vorstellung von ihm.

(Fortsetzung.)

Auch außerhalb des Gebietes von Handel und Wandel läßt Eulenspiegel seine besten Witzfunken auf diejenige Art der Täuschung fallen wo der greifliche und augenfällige Beweis sich als nichtig erweis't. Das Nonplusultra, das Darübergehtnicht, aller Eulenspiegeleien dieser Gattung ist ein leider nicht mittheilbarer Scherz, den er sich mit „dem Landgrafen in Hessen" erlaubt, dem er, mit anfangs glückender Schelmerei, anmuthet, auf einer nackten leeren Leinewand ein buntes gestaltenreiches Gemälde zu sehen, auf welchem die Gesichter und die Thaten seiner fürstlichen Ahnen abgebildet seien.

Noch eine andere Wendung nimmt sein Scherz in dem Abenteuer mit den zwölf Blinden, welche uns die **achtundfunfzigste Historia** berichtet:

Wie Eulenspiegel zu zwölf Blinden sagte, er hätte ihnen zwölf Gulden gegeben, und meinte ein jeder, der andere hätte solches empfangen, da es doch nichts war.

Da Eulenspiegel das eine Land auf das andre abwärts wanderte, kam er wieder zu Hannover und trieb daselbst viel seltsame Schwänke. Einsmals ritt er für das Thor eine Ackerlänge spatzieren, da begegneten ihm zwölf Blinde. Da nun Eulenspiegel zu ihnen kam, sprach er: woher ihr Blinden? Die Blinden stunden und hörten wohl, daß er auf einem Pferde saß, sie meinten aber, er wäre ein ehrlicher Mann, zogen deswegen ihre Kappen ab, und sprachen: lieber Junker! wir arme Leute sind in der Stadt gewesen, da war ein reicher Mann gestorben, dem hielt man ein Seelenamt, und gab uns einen Spend; es war aber sehr kalt. Da sagte Eulenspiegel zu den Blinden: es ist gar kalt, ich fürchte, ihr möchtet erfrieren, nehmet hin die zwölf Gulden, gehet damit wieder in die Stadt zum Hansen Fritz in die Herberge, und verzehret solche um meinetwillen, bis der Winter vorbei ist, daß ihr wieder wandern könnet. Die Blinden

ſtunden, neigten ſich, dankten ihm fleiſſig, und meinte immer ein Blinder, der andre hätte das Geld, und der andre meinte, der dritte hätte es. Hierauf gingen ſie in die Herberge, die ihnen Eulenſpiegel angewieſen, und ſprachen: ſie hätten einen Gutthäter bekommen, der ihnen zwölf Gulden geſchenkt, die ſollen ſie um ſeinetwillen verzehren, bis der Sommer komme, weil es jetzt ſehr kalt ſei. Der Wirth war begierig nach dem Geld, und dachte nicht darauf, daß er fragen wollte, welcher Blinde das Geld hätte, und ſprach: liebe Brüder! jetzt will ich euch Gutes thun, ſchlug ſogleich einen Ochſen, hieb den in etliche Stücke, kochte den Blinden davon, und ließ ſie zehren, ſo lange bis ihn däuchte, daß ſie zwölf Gulden verzehrt hätten, da ſprach er: liebe Brüder, wir wollen auch einmal rechnen, die zwölf Gulden ſind bald verzehrt. Die Blinden ſagten: ja, und fragten immer einer den andern, welcher die zwölf Gulden hätte, daß man den Wirth bezahlte. Der erſte, andere, dritte bis auf den letzten, wollte keiner davon wiſſen. Die Blinden ſaßen und kratzten im Kopf, denn ſie waren betrogen, desgleichen der Wirth, welcher dachte, läſſeſt du ſie gehen, ſo wird dir die Zech nicht bezahlt, behältſt du ſie, ſo freſſen ſie noch mehr und biſt im doppelten Schaden, ſperrte ſie deswegen in den Schweinſtall hinein, verſchloß ſie und gab ihnen ſtatt Brod Stroh und Heu. Eulenſpiegel glaubte, es werde Zeit ſein, daß die Blinden das Geld verzehrt, verkleidete ſich, und ritt in die Stadt zu dieſem Wirth ins Haus. Als er nun in den Hof geritten kam, wollte er ſein Pferd in den Stall binden, da ſahe er, daß die Blinden in dem Schweinſtall lagen. . . . .

Ich breche den Text hier ab; es folgt nun der Bericht, wie Eulenſpiegel, um die Blinden aus ihrer übeln Lage zu retten, eine zweite Schelmerei auf die erſte pfropft. Er geht nämlich zum Pfarrer des Ortes und meldet ihm, der Wirth werde bei Nacht von einem böſen Geiſte geplagt, und wünſche, es möge der Pfarrer, kraft ſeines Amtes, ihn durch Beſchwören davon befreien. Der Pfarrer ſagt zu, nur bedingt er ſich einen Aufſchub von drei Tagen, um ſich vorzubereiten. Eulenſpiegel kehrt zum Wirth zurück und macht dieſem weiß, es wolle der Pfarrer für die Zeche der armen Blinden Bürgſchaft leiſten, ſeine Frau möge ihn nur zum Pfarrer begleiten, da werde ſie die Beſtätigung aus deſſen eignem Munde hören. Eulenſpiegel führt die Frau zum Pfarrer und der Pfarrer ſpricht zu ihr: „liebe Frau, verzieht nur ein Paar Tage, ſo will ich denn helfen.“ Nun entläßt der Wirth, ganz vergnügt die Unglücklichen aus dem Schweinkoven in welchem ſie, gleich den Gefährten des Ulyſſes, eingeſperrt geweſen. Auch Eulenſpiegel macht ſich ſogleich von dannen. Was kommen wird, weiß er vorher: der Wirth verlangt nach drei Tagen von dem Pfarrer ſein Geld. Der Pfarrer entgegnet, er ſei

ihm nichts schuldig, der Wirth sei von einem bösen Geiste besessen, davon wolle er ihm ja helfen. Der lächerliche Streit wird heftig, die Nachbaren mischen sich hinein, können aber nicht klug daraus werden; endlich müssen beide Partheien vor Erschöpfung abstehen und weder die eine noch die andre ahnt, daß die Eule mit ihrem Spiegel bei ihr eingekehrt ist.

An einem andern Ort schenkt er Krüppeln und unheilbaren Kranken die Gesundheit — auf seine Weise.

Diesen Schalksstreich erzählt die **zwölfte Historie:**

Wie Eulenspiegel die Kranken in einem Spital auf einen Tag ohne Arznei gesund machte.

Auf eine Zeit kam Eulenspiegel nach Nürnberg und schlug große Briefe an die Kirchthüren, gab sich aus für einen Arzt in allen Krankheiten. Nun waren aber viele Kranke in dem neuen Spital, deren der Spitalmeister theils gerne los gewesen wäre, und ihnen ihre Gesundheit herzlich gegönnt hätte, dieser ging zu Eulenspiegel, dem Arzt, und fragte nach seinen Briefen die er angeschlagen hatte, ob er den Kranken auch also helfen könnte? Eulenspiegel sprach: ja, wenn er ihm zweihundert Gulden geben wollte. Der Spitalmeister sagte ihm das zu, sofern er den Kranken hülfe; also verwilligte Eulenspiegel das, wo er die Kranken nicht gerad machte, so sollte er ihm nicht einen Pfenning geben. Das gefiel dem Spitalmeister wohl, und gab ihm zwanzig Gulden darauf. Also ging Eulenspiegel in den Spital, und nahm zwei Knechte mit ihm, und fragte Jeden, was ihm fehlte, und zuletzt, wann er von einem Kranken ging, so beschwur er ihn und sprach: was ich dir offenbaren werde, das sollst du niemand entdecken; das sagten die Kranken dem Eulenspiegel zu, darauf sagte er zu jedem besonders: soll ich euch Kranken zur Gesundheit helfen, so kann es nicht anders geschehen, als daß ich einen zu Pulver verbrenne, und gebe es den andern zu trinken, welcher also der Kränkste unter euch ist, und am wenigsten geben kann, den will ich nehmen, daß den andern geholfen werde, so kann ich den Spitalmeister vor die Thür des Spitals stellen, und mit lauter Stimme rufen: welcher nicht krank ist, komme heraus; das verschlafe du nicht. Da nun Eulenspiegel rief, liefen sie alle davon, daß das Spital ganz leer wurde. Da begehrte er seinen Lohn, der ihm mit Dank gereicht wurde, da ritt er weg. Nach drei Tagen kamen die Kranken alle wieder und beklagten sich ihrer Krankheit. Da sprach der Spitalmeister: was ist das? ich habe ihnen doch erst einen Meister gebracht, der ihnen auf die Füße geholfen, daß sie alle davon laufen konnten. Da entdeckten sie ihm, wie er ihnen gedroht hätte, welcher der letzte zur Thür hinaus wäre, den wollte er zu Pulver verbrennen. Da merkte der Spitalmeister, daß er betrogen,

und der Arzt weg war. Mithin blieben die Kranken im Spital, das Geld aber war verloren.

In der vorigen Geschichte glaubte jeder von den zwölf Blinden der andre sei in dem Besitz der Gulden; von den Spittelleuten mag aber jeder geglaubt haben, er allein sei im Besitz des Geheimnisses, während nur der Spittelmeister der Uneingeweihte bleibt, alle aber von Eulenspiegel genarrt werden.

Eulenspiegel macht übrigens keinen Unterschied in Ansehung der Personen die er foppt, er bringt seine schelmischen Quiproquo's bei Hoch und Niedrig, Geistlich und Weltlich, Gelehrt und Ungelehrt zur Anwendung. Selbst das Haupt der katholischen Christenheit, der Nachfolger auf Petri Stuhl, der unfehlbare Papst in Rom figurirt auf der Liste der Leute, denen er eine Nase dreht, oder die er — in seinen Spiegel sehen läßt. Es erzählt die **siebenundzwanzigste Historie:**

Wie Eulenspiegel gen Rom kam, den Papst zu sehen, der ihn für einen Ketzer hielt.

Auf das Sprüchwort: wandre gen Rom, frommer Mann! und komme herwieder Requiam! so gedachte auf eine Zeit Eulenspiegel; deswegen zog er gen Rom, mit List daselbst seine Schalkheit auch zu versuchen, und kam in eine Herberge zu einer Wirthin, die fragte: von wannen er wäre, und was er zu Rom zu verrichten hätte? Es wäre eine Sache (sprach Eulenspiegel), deswegen er gern mit dem Papst reden wollte. Lieber Freund! antwortete die Wirthin, ich bin hie geboren und erzogen, und habe noch nie mit ihm reden können; wie wollt ihrs denn zu wege bringen? ich gebe noch darum hundert Dukaten, daß ich füglich mit ihm in ein Gespräch kommen möchte. Liebe Wirthin! sprach Eulenspiegel, wenn ihr mit ihm geredet hättet, wolltet ihr mir die hundert Dukaten geben? Die Frau versprach ihm die hundert Dukaten, wo er das vermöchte. Aber sie meinte, es wäre ihm unmöglich, mit dem Papst zu reden. Weil aber der Papst alle vier Wochen eine Messe in der Capelle (genannt Jerusalem, zu St. Johann Lateran) lesen muß, erfragte es Eulenspiegel, und wie die Zeit kam, drang er sich mit in die Capelle aufs nächste, so er nur konnte, zum Papst, stund bei der Messe, und wenn das Sakrament aufgehoben oder Segen gegeben wurde, kehrte Eulenspiegel den Rücken dagegen. Das wurde nach dem Ausgang der Meß dem Papst angezeigt. Der Papst schickte nach Eulenspiegel, und da er erschien, fragte ihn der Papst, ob er ein Christ wäre? Eulenspiegel antwortete demüthig: ja! Weiter fragte ihn der Papst: wes Glaubens? Eulenspiegel sprach: er hätte den Glauben, den seine Wirthin hätte, und nannte sie mit Namen. Die Frau wurde für den Papst gefordert, und von ihm gefragt, wes Glaubens sie wäre? Die Wirthin ant-

wortete: ſie hätte den Chriſtenglauben, und was ihr die chriſtliche Kirche gebiete oder verbiete. Eulenſpiegel, der dabei ſtund, hielt ſich äußerlich in groſſer Andacht, und ſagte: allergnädigſter Vater! dieſen rechten Glauben habe ich auch. Warum kehreſt du denn, ſprach der Papſt, den Rücken gegen den Altar in der Stillmeſſe? Eulenſpiegel antwortete: weil ich ein armer Sünder, und vor der Beicht die Sakramente zu ſehen nicht würdig bin. Auf dieſe Rede verließ der Papſt Eulenſpiegel, der ging in ſeine Herberge, und begehrte die hundert Dukaten, die ihm mußten gegeben werden. Aber Eulenſpiegel blieb ein Schalk wie vor, und war von der römiſchen Reiſe nicht viel frömmer geworden.

Auf der Rückreiſe von Rom übernachtet er in einem Dorf, wo eine „groſſe Herberge" war. Die Wirthin, von ihm gefragt, ob ſie wol den Eulenſpiegel kenne, ſagt nein, ſie hätte wol von ihm reden hören, er ſolle ein auserleſener Schalk, ein böſer Bube ſein. Hat er euch etwas Leides gethan? fragt Eulenſpiegel; worauf die Frau erwiedert, ſie ſage es nur, wie ſie es von den Leuten gehört habe, die bei ihr aus und eingingen. Eulenſpiegel ſchweigt ſtill. Des Morgens wie es Tag wird, ſcharrt er auf dem Küchenheerde die heiſſe Aſche auseinander, nimmt die Italienerin aus dem Schlaf, ſetzt ſie in die Aſche und ſpricht: „nun, Wirthin! jetzt könnt ihr wohl von Eulenſpiegel ſagen, daß er ein Schalk ſei, ihr empfindet es nun wohl, und habt ihn geſehen." Und weiter ſagt der Text: das Weib ſchrie was ſie wußte. Eulenſpiegel lief aus dem Haus, lachte, und ſprach: alſo muß man die Romfahrt vollbringen.

Im Text des Volksbuches ſtehen dieſe beide Geſchichten weit auseinander; die letzterwähnte iſt die **fünfundſechzigſte Hiſtorie.** Denn in unſerm Eulenſpiegel-Text iſt es überhaupt nicht auf einen Zuſammenhang der Geſchichten, auf eine Reihenfolge der Abenteuer, wie in einem wirklichen Lebenslaufe, abgeſehen. Nur Eulenſpiegels Kindheit und letzten Tage machen äußerlich eine Ausnahme davon; alles Uebrige iſt durcheinander gewürfelt, und man entdeckt an dieſem monumentalen „Scherbenberg" alter Volkswitze kaum ein anderes Zeichen einer ordnenden, künſtlichen Hand, als daß keine Scherbe von anderer Art, ohne Eulenſpiegels Familienwappen, darin vorhanden iſt.

Auch aus einem andern Grunde habe ich die zweite Geſchichte beigefügt. Wenn auch der fromme Eulenſpiegel inſofern keine Rückſicht auf das Anſehen der Perſonen nimmt, als er ſelbſt den Papſt zum Zuſchauer und Mitſpieler eines ſeiner Täuſchungsſpäſſe macht, ſo übt er doch einen gewiſſen Takt in der Art ſeiner Späße aus, läßt ſie feiner oder gröber ausfallen, je nach Beſchaffenheit der Perſonen und der Umſtände, denen er ſie zumißt. Ihr könnt das

ſchon aus den mitgetheilten Geſchichten ſehen, und ſo handelt er überall. Wäre er von Haus aus ſo roh und ungeſchlacht, wie er allerdings zuweilen ſich darſtellt, da würden wir ſchwerlich Gelegenheit finden, ihm ein derartiges Lob zu ſpenden, das ihn den größten Luſtſpieldichtern der Vorzeit, zum Beiſpiel dem griechiſchen Ariſtophanes, an die Seite rückt. Und in der That, die Scherze des genannten Dichters ſind nicht ſelten an Nacktheit und Derbheit den eulenſpiegeliſchen vollkommen ebenbürtig; aber auch darin verwandt, daß ſie jener lüſternen und zur Lüſternheit aufregenden Zweideutigkeiten baar ſind, welche man als die Peſt der neueren Luſtſpiele und der neueren Komik überhaupt bezeichnen muß.

Haben wir nun geſehen, wie Eulenſpiegel in ſeinem neckiſchen Uebermuth ſogar vor den heiligſten Perſonen und Dingen Front oder vielmehr Kehrt macht, ſo wird es uns nicht wundern, daß ſein die Tiare nicht verſchonender Witz auch den Biſchofsmützen, den Mönchskutten und der untern Kleriſei ſich zuwendet; wie denn ſolches auch in mehreren Beiſpielen zu leſen, welche zugleich Belege der obigen Bemerkung ſind, daß er, je nach Umſtänden, den Stoff ſeiner Witze gröber oder feiner wählt, und die Form nach der Taille der Perſonen, die er vor ſich hat, zuſchneidet.

Und wie hätte er die Herren von der Univerſität, die Träger der ſchwarzen Barette und langen Talare, die Magiſtros, Doctores und Profeſſores ſeiner Zeit mit dem Pritſchholz ſeiner Witze verſchont laſſen ſollen. Ihre nichtigen Spitzfindigkeiten, ihre aufgeblaſene Gelehrſamkeit erregen ordentlich einen Jubel der Verhöhnung in ihm, und nirgends kommt es deutlicher zum Vorſchein, daß der Kern ſeiner Witze ſo recht eigentlich der lautre lebendige **Mutterwitz** iſt, der in der Narrenkappe oder in der Satyr-Maske des Scherzes die zuſammengeronnenen Widerſprüche des gewöhnlichen Welttreibens, das Beſchränkte und Vernagelte der Stände und Köpfe, zumal auch den Nagel in ihnen, den Hochmuth und das Wichtigthun, zur Zielſcheibe ſeines lachenden Spottes nimmt. Und vor allem iſt es die dünkelhafte Art einer unfruchtbaren, nur mit leeren weſenloſen Begriffen ſpielenden, an unverſtandenen Dogmen Zimmerwerk verrichtenden Gelehrſamkeit, welche Eulenſpiegels Mutterwitz in die Schranken fordert, zu öffentlichen Tournieren, die er in den Hörſälen der damals berühmten hohen Schulen von Paris und Prag, ſodann auch in einem Eſelsſtall zu Erfurt mit ihr veranſtaltet.

Die von Eulenſpiegel auf der Hochſchule von Prag abgelegten Witzproben gleichen ganz „den guten Sterlingswitz" des Volkes, welchen der Schäfer Hans Bendir für den dummen Abt von Sankt Gallen an den Kaiſer verausgabte. Hier tritt er mit Hahnenfüßen als der größte Magiſter oder Meiſter in ſchwierigen Fragen ſeinen

Kollegen gegenüber, läßt herausfordernde Zettel an die Kirchthüren ſchlagen und veranlaßt die geärgerten, um ihren Ruf beſorgten Profeſſoren ihm ſolche Fragen zu ſtellen, welche ſie für unbeantwortbar halten. Dieſe fürchtet Eulenſpiegel nicht, wohl aber einen Ueberfall von Seiten der Studenten, weswegen er nicht allein, ſondern mit einer Leibwache von Bürgern und ſonſt guten Geſellen nach der Aula ſich begibt.

Natürlich ſind nun alle zu Eulenſpiegels Beſchämung ausgeheckten Fragen groteſk und lächerlich.

Die erſte Frage, die der Rektor der Univerſität an ihn ſtellt, lautet: wie viele Tropfen ſind im Meer? Würdiger Herr Rektor! erwidert Eulenſpiegel, heißet die andern Waſſer ſtill ſtehen, die von allen Orten in das Meer fließen, ſo will ich's euch meſſen. Ueber dieſe witzige Antwort wurde der Rektor ſchaamroth und fragt weiter: wie viele Tage ſind vergangen von Adams Zeit bis auf dieſen Tag? Eulenſpiegel iſt mit der Antwort eben ſo ſchnell bei der Hand; nur ſieben, ſagt er, und wenn die verlaufen, heben ſich andere ſieben an, das währt bis ans Ende der Welt. Drittens fragt der Rektor, wo die Weltmitte ſei? Akkurat hier! ſpricht Eulenſpiegel; laſſet uns meſſen mit einer Schnur, wo es um einen Strohhalm fehlt, will ich unrecht haben. Vierte Frage: ſage, wie weit iſt's von der Erde in den Himmel? Eulenſpiegel antwortet: Wenn man im Himmel redet, kann man's hienieden wohl hören, ſteiget ihr hinauf und höret ihr im Himmel nicht, wenn ich hier unten laut rufe, ſo will ich auch unrecht haben. Die letzte Frage, wie weit der Himmel ſei? beſcheidet Eulenſpiegel kurzweg dahin, daß der Himmel tauſend Klafter breit und tauſend Ellenbogen hoch ſei: wollten ſie's nicht glauben, ſo möchten ſie Sonne, Mond und Sterne herabnehmen, gehörig übermeſſen, da würden ſie finden, daß er recht habe. Da verſtummten die gelehrten Herren; Eulenſpiegel, ſagt der Text, war ihnen allen zu liſtig, deswegen bedauerten ſie, daß ſie ihn nicht fangen konnten. Da zog er ſeinen langen Rock aus und wanderte weiter.

Auf der hohen Schule in Paris, der berühmteſten und beſuchteſten des Mittelalters, wo beſonders die Theologie und eine Abart der griechiſchen Philoſophie, die ſogenannte Scholaſtik,* getrieben wurde, wirft Eulenſpiegel, zum Erſtaunen der gelehrten Verſammlung, die Fragen auf: ob die Doktores Bücher machen oder die Bücher Doktores? Was beſſer, ob Einer thue was er wiſſe, oder (nur) lerne was er nicht wiſſe? Als nun die Mehrzahl, ergriffen von dem geſunden Geiſt und der praktiſchen Handhabe dieſer Frage, dem Erſteren beiſtimmten, ſprach Eulenſpiegel; ſo ſeid ihr alle große Narren, daß

* Allerdings der Anfang und die Krücke des neueren, von äußerer Autorität unabhängigen Denkens und der heutigen Wiſſenſchaft.

ihr alle ſtets lernen wollt, was ihr nicht wiſſet, und was ihr wiſſet, will keiner von euch thun.

Am derbſten verfährt er mit den Herren zu Erfurt, wie das die **zweiundzwanzigſte Hiſtoria** erzählt:

Wie Eulenſpiegel zu Erfurt einen Eſel in einem Buch leſen lehrte.

(Zu Anfang wird erzählt, wie der liſtige Eulenſpiegel, in der Doktor-Maske, nach Erfurt kam, einer damals berühmten Univerſität. Die Profeſſoren wurden einig, ihm einen der vielen Eſel, die ſie hätten, in die Lehre zu geben, damit er ihn ſchreiben und leſen lehre). Eulenſpiegel ſagte: ja, aber ich muß Zeit dazu haben, weil es ein unvernünftig Thier iſt, wurden alſo mit ihm einig auf zwanzig Jahr. Eulenſpiegel gedachte, unſer ſind drei, ſtirbt der Rektor, ſo bin ich frei, ſtürbe denn ich, wer will mich mahnen? ſtirbt mein Diſcipul, der Eſel, ſo bin ich auch ledig, nahm das alſo an, und das Lehrgeld war fünfhundert alter Schock, davon gaben ſie ihm zu Anfang etwas. Da nahm Eulenſpiegel den Eſel an und zog zum Turnier in die Herberge, wo damals ein ſeltſamer Wirth war. Daſelbſt beſtellte er einen Stall für ſeinen Schüler, und bekam ein altes Buch, das legte er ihm in die Krippe, und zwiſchen ein jegliches Blatt legte er Haber, das wurde der Eſel gewahr, warf die Blätter mit der Zunge herum, ſuchte den Haber und ſo er keinen fand, rief er J A J A. Als Eulenſpiegel dies hörte, ging er zum Rector, und ſprach: Herr Rektor! wann wollt ihr einmal ſehen, was mein Schüler macht? Der Rektor ſagte: nimmt er eure Lehre auch an? Eulenſpiegel ſprach: er iſt von ſehr grober Art und übel zu lehren, doch habe ich ihn durch meinen Fleiß dahin gebracht, daß er etliche Buchſtaben und ſonderlich einige Vokales nennen kann; iſt es euch gelegen, ſo gehet mit mir, ſolches zu hören. Der gute Schüler hatte bis Nachmittag gefaſtet. Als nun Eulenſpiegel mit dem Rektor und einigen Magiſtris kam, legte er ſeinem Schüler ein Buch für, ſobald er das in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, den Haber zu ſuchen, als er aber nichts fand, fing er an mit lauter Stimme zu ſchreien: J A, J A. Da ſprach Eulenſpiegel: liebe Herren! höret die Vokales J und A, die kann er jetzt, ich hoffe, er ſoll noch gut werden. Bald darnach ſtarb der Rektor; da verließ Eulenſpiegel ſeinen Schüler, zog mit ſeinem Geld, ſo er darauf empfangen hatte, hinweg, und gedachte, was würde das für Fleiß brauchen, wenn du alle Eſel zu Erfurt klug machen ſollteſt, und ließ es bleiben.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schluß des „Eulenſpiegel" folgt in № 6.

Expedition: Neuerwall 88. **Hamburg.** Druck von Baſſet & Co.
Debit für den Buchhandel: Hereld'ſche Buchhandlung.

Armin.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 5. Erster Jahrgang. 1834.

Tyll Eulenspiegel.

Eine neue Vorstellung von ihm.

(Fortsetzung.)

Aus den letzterzählten Geschichten, wo die angeblich Weisen, dem Eulenspiegel gegenüber die Narren sind, ist uns klar geworden, daß, wenn Eulenspiegel auch systematisch närrisches Zeug treibt, doch sein Mutterwitz mit seiner Lust, die Leute zu foppen, gleichen Schritt hält.

Und nun hätten wir den alten vielberühmten Volksnarren in den Hauptwendungen seiner Witze und Späße, seinen tours d'esprit, hinlänglich kennen gelernt, hinlänglich für die Absicht, die ich damit verband, so daß ich Euch nunmehr das letzte Wort über ihn sagen könnte. Allerdings hoffe ich, daß Ihr etwas neugierig darauf seid, und daß Ihr die Unterhaltung nicht bloß (ich könnte sagen, wie so viele Erwachsene, wie das „große Publikum" im Allgemeinen) in den Stoffen, in dem Verschlingen der Geschichten finden wollt, sondern auch in der Art und Weise wie die Gegenstände aufgefaßt und dargestellt werden, besonders auch in der Gelegenheit und Anleitung zum Nachdenken, zum Denken überhaupt. Das ist ein Vertrag zwischen uns, und andre Leser wünsch ich mir gar nicht, weder junge noch alte. Ich theile mit Euch die Lust an sinnlich kräftiger Darstellung, an frischen Farben, an kecker Zeichnung, an blitzenden Lichtern und tüchtigem Kern der Schatten — was Ihr alles in der Volkspoesie, und außerdem nur bei unsern großen Meistern finden werdet — dagegen erwarte ich von Euch, daß Ihr Euch gewöhnt, nicht nur mit dem Auge und der Phantasie, sondern auch mit dem innern Sinn und der Denkkraft auffassen zu lernen, woraus allein die wahre Bildung, eine fruchtbare Selbstthätigkeit hervorgeht. Und beides ist es ja, sowol Euer noch frischer Sinn zum Genießen als Eure, wenn auch noch zarte, doch noch ungebrochene und vom faulen Rost nicht zerfressene geistige Federkraft — weshalb ich der Eure geworden bin.

Ich könnte, sagt' ich, jetzt schon die Mittheilungen aus dem Eulenspiegel abbrechen und zur Erfüllung meines Versprechens übergehen, Euch seine ganz unpersönliche geistige Natur und seine innere Verwandtschaft mit äußerlich höher stehenden Namen und Geistern darzulegen. Aber ich erfahre, daß das kleine Eulenspiegelbuch, wenigstens nördlich von der Elbe, keineswegs mehr so gang und gebe ist als noch in den Jahren meiner Kindheit, ja nachgerade anfängt, eben so selten zu werden wie die „schöne Magellone" und der starke „gehörnte Sigfried". Das mag überhaupt der Fall sein im protestantischen Norden Deutschlands, während der katholische Theil, zum Beispiel das Rheinland, noch weit lebendiger mit diesen alten Ueberlieferungen verwachsen ist. Was den guten und frommen Eulenspiegel anbetrifft, so wäre sein Verdämmern am Horizont der Norddeutschen, denen er zunächst angehört, wahrlich zu bedauern, denn auf ihn vor allem paßt die Bemerkung, daß Schriften, welche die Probe von Jahrhunderten bestanden, welche Allen, Individuen und Geschlechtern, die ja in jedem Jahrhundert dreimal wechseln, zugesagt, Allen eine wiederhaltende kräftige Nahrung dargeboten haben, auch nothwendig Brodeskraft in sich besitzen und lebensstärkend sein müssen. Jedermann weiß zwar von ihm und Dies und Das von seinen Späßen, aber sein gedruckter Spiegel, das kleine Volksbüchlein, gelangt in immer wenigere Hände, und es scheint auch nicht, daß der neue Abdruck in der Stuttgarter Ausgabe,* trotz ihrer Verzierung mit hübschen Bildern ihm sehr behülflich gewesen ist, das verlorene Gebiet wieder zu erobern. Ein Theil der Schuld liegt wol an dem mittelaltrigen Gewande, welches die schlanken beweglichen und dabei derben und so zu sagen allen Zeitkrankheiten und der Zeit selbst trotzenden Glieder unsers Niedersachsen umhüllt; äußerlich gehörte er der vorreformatorischen Zeit, dem Mittelalter an, das uns immermehr entschwindet, obwol er in Wahrheit frei über ihm stand, und geistig mit seinem kecken, durch Nichts gefesselten Witz a weit spätere und noch nicht abgelaufene Zeiten hineinragt. Eine neue Bearbeitung des Eulenspiegel wäre allerdings wünschenswerth; auch sind mir mehere Kenner und Liebhaber seines Kernwitzes bekannt, welche die Absicht dazu gefaßt hatten, darunter der Dichter Heinrich Heine, welcher jedoch trotz aller Anziehungskraft, welche der Eulenspiegel auf sein verwandtes Genie ausübte und trotz des besten Willens nicht über die großen Natürlichkeiten, oder, gerade heraus, Unfläthigkeiten hinweg konnte, welche, wie erwähnt, der böse Eulenspiegel zuweilen begeht und womit er vielleicht schon sein damaliges spiritualistisches Zeitalter ärgerte, wie viel mehr aber unserem durch Anstand verfeinerten unerträglich wird. Mag uns nun auch Jemand sagen, unsre Kultur sei einseitig,

* Lieblingsbücher u. s. w. Erster Theil: Tyll Eulenspiegel. Stuttgart 1839.

hingetrieben auf eine alberne Ziererei, welche die Natur verleugnen wolle und sich ihrer Wohlthaten schäme, und der Eulenspiegel sei eben ein gutes Gegengewicht gegen die Hoffährtigen, damit sie sich erinnern, daß sie auch aus Fleisch und Bein gemacht seien und der Erde angehören. Alles zugegeben; dennoch müßte ein neuer Herausgeber, um den Hauptzweck zu erreichen, sichtend zu Werke gehen, insbesondere verstehen, den Eulenspiegel beim Kopf und nicht bei seinen weniger edlen Gliedern anzugreifen. Und davon hab ich, vor Euch und für Euch, eine kleine Versuchsprobe machen wollen.

In Berücksichtigung des Angeführten will ich nun noch ein Uebriges thun, und in zusammengedrängter Kürze noch eine Reihe von Zügen und Witzen mittheilen, welche Eulenspiegels Bild vervollständigen helfen werden. Nehmt sie hin und dankt mir durch die Aufmerksamkeit, die ich für den Schluß des Aufsatzes in Anspruch nehme.

Um sich an einem geizigen Bauern zu rächen, der ihn und andre Dorfjungen gezwungen hatte, ein beißes Mus zu verschlingen, knotete er mehrere Zwirnfäden in einem Mittelpunkt zusammen, knüpfte an jedes Ende der Fäden ein Stückchen Brod und warf es den Hühnern des Bauern vor. Die Hühner schluckten das Brod, konnten es aber nicht verschlingen; an einem Ende zog ein Huhn, am andern ein andres, und so standen an dreißig Hühner sich gegenüber und fingen an sich zu würgen.

Als Knabe legt er sich einmal müde in einem leeren Bienenstock schlafen und schläft von Mittag bis Mitternacht. Da kommen zwei Diebe, untersuchen die Bienenstöcke und den schwersten, worin Eulenspiegel lag, heben sie auf als den besten nach ihrer Meinung und tragen ihn davon. Eulenspiegel erwacht und hört ihre Anschläge. Die Nacht war so finster, daß keiner den andern sehen konnte. Da griff Eulenspiegel aus dem Korb bald dem Vordersten bald dem Hintersten ins Haar, einer hält den andern für den Thäter, sie gerathen in Zank und Streit, lassen den Bienenstock fallen und fahren sich nun wirklich in die Haare. In der Finsterniß verlieren sie sich, keiner weiß wo der andre ist und den Bienenkorb lassen sie im Stich. Eulenspiegel kriecht heraus, und das war seine erste Reise in die Fremde; er kommt zu einer Burg und vermiethet sich als Hofjungen.

Später verdingt er sich zu einem Dorfpriester als Knecht; der verspricht ihm, er solle gute Tage bei ihm haben, eben so gutes Essen und Trinken wie seine Kellnerin, und alles was er thun müsse, brauche er nur mit halber Arbeit zu thun. Nun gibt ihm die Kellnerin den Auftrag, zwei Hühner, die sie an den Bratspieß gesteckt, fleißig umzudrehen. Er dreht bis sie gebraten sind und verzehrt dann ohne weiteres ein Huhn. Der zurückkehrenden Kellnerin, welche

ihn fragt, wo das eine Huhn geblieben, sagt er: Frau, thut euer ander Auge auf, so werdet ihr die beiden Hühner sehen. Nun ist sie aber auf einem Auge blind und läuft zornig zu ihrem Herrn. Auch dieser fragt nun Eulenspiegel, wo das andre Huhn geblieben? Eulenspiegel erwidert: das steckt da; das eine aber hab ich gegessen. Mit der halben Arbeit verstand er es so, daß er statt eines vollen Eimers mit Wasser einen halben in die Küche brachte, statt zwei Scheiten Holz einen und dergleichen. Eure Magd, sagt er zu seinem Herrn, hat nur ein halbes Gesicht und ich thue nur halbe Arbeit, wie ihr mich auch geheißen habt. Der heitre und langmüthige Priester, der stets zu seinen Schelmereien lacht, muß ihn doch endlich, des häuslichen Friedens wegen, gehen lassen.

In Magdeburg bringt er durch die Anzeige, daß er vom Balken des Rathhauses herabfliegen wolle, die ganze Stadt auf die Beine. Junge und Alte versammeln sich auf dem Markt, um das Wunder anzuschauen. Mit aufgesperrten Augen und Mäulern sehen sie Eulenspiegel auf dem Balken stehen, er bewegt sich mit den Armen, als ob er fliegen wollte. Da lacht er und spricht: ich glaubte es wäre kein größerer Narr in der Welt als ich; nun sehe ich wohl, daß hier beinahe die ganze Stadt voll Narren ist; denn wenn ihr alle saget, ihr könnet fliegen, so glaubte ich es nicht.

In Halberstadt kann er die im Wirthshause gemachte Zeche nicht entrichten. Da läßt er in den Straßen ausrufen: es sei ein fremder Mann in der Stadt angekommen mit einem Thier das ungefähr aussehe wie ein Pferd, den Kopf aber da habe, wo es den Schwanz haben müßte. Nun drängen sich die Leute, das wunderbare Thier zu sehen; Eulenspiegel hatte sein Pferd mit dem Schwanz an die Krippe gebunden und jeder sieht sich getäuscht, verspricht aber gern, aus Schaam, den Leuten draußen und zu Hause nichts davon zu sagen. Damit streicht er so viel Münze ein, als er braucht um seine Rechnung zu bezahlen und sein lustiges Leben anderswo fortzusetzen. Denn, wenn er Geld hat, dient er nicht, sondern lebt als großer Herr.

In Köln in einem Gasthause dauerte ihm das Auftragen des Mittagessens zu lange: das verdroß ihn, und noch mehr die Bemerkung des Wirthes, jeder der nicht warten wolle bis das Essen fertig, möge essen was er habe. Eulenspiegel ißt einen Wecken auf, den er bei sich hat und begibt sich in die Küche, wo der Braten kommt. Endlich wird aufgetragen und Eulenspiegel soll zu Tisch gehen. Nun will er nicht. Demungeachtet fordert der Wirth nach Tisch das Geld für die Mahlzeit von ihm; habe er auch nichts gegessen, so habe er doch über dem Braten sich satt gerochen. Da war der Wirth an den rechten Mann gekommen. „Eulenspiegel zog der-

für einen schlauischen Weißpfenning, warf ihn auf die Bank, und sprach: Herr Wirth! höret ihr diesen Klang? Der Wirth sprach: diesen Klang höre ich wohl. Eulenspiegel war geschwind mit seinem Pfenning in den Seckel, und sprach: so viel als euch der Klang hilft, eben so viel hilft mir auch der Geschmack von dem Braten in meinem Bauch; spottet des Wirths und zog von da nach Sachsen."

Einmal gibt Eulenspiegel sich selbst seinen eigenen Witz zum Besten. Es war ein harter kalter Winter und der Wind wehte stark, da dachte er, du hast oft gehört: wer Brot hat, dem gibt man Brot, und kauft sich für ein paar Schilling Brot, bergt einen Tisch und setzt sich vor eine Kirchenthür. Da kam ein Hund und schnappte ihm eins von seinen Broten weg und wie er ihm nachlief, stieß eine Sau mit ihren Ferkeln den Tisch um, und die fraßen die übrigen Brote. Da sprach er lachend: nun sich ich, daß die Worte falsch sind: wer Brot hat, dem gibt man Brot, aber das meinige wird mir genommen.

In Braunschweig spielt er mal den Bäckergesellen. Der Bäcker heißt ihn die Nacht backen. Was denn? spricht Eulenspiegel. Der Bäcker erwidert im scherzhaften Ton: du bist ein Bäcker und fragst, was du backen sollst? Was backt man denn? Eulen oder Meerkatzen? Am andern Morgen findet der Bäcker keine Semmeln und Wecken, sondern lauter Eulen und Meerkatzen. Herzig faßt ihn der Bäcker beim Hals (das einzige mal, so viel ich weiß, wo Eulenspiegel sich fassen läßt, sonst entrinnt er stets und leidet keine Mißhandlung), begnügt sich aber durch den Vorschlag Eulenspiegels, ihm den Werth des Backwerkes zu ersetzen. Hinterher verkauft er die gebackenen Eulen und Meerkatzen mit großem Vortheil vor der Kirche, denn es war gerade Nikolaus-Abend.

In Wismar geht er bei einem Schuhmacher in Arbeit, der selber mehr das Spatzieren als das Arbeiten liebt. Er soll zuschneiden: auf die Frage, in welcher Form? sagt der Meister mit behaglichem Scherz: groß und klein, wie es der Wirth zum Thor hinaustreibt. Nun schneidet Eulenspiegel, in Ahnenheit des Schuhmachers zu, und macht aus dem Leder Ochsen, Kälber, Schaafe, Ziegen, Ziegenböcke und allerlei Thiere. Sehr unzufrieden mit diesem Mißverständniß gibt er ihm neues Leder und befiehlt ihm nun ernstlich, die Schuhe über einen Leisten zuzuschneiden. Der Meister geht wieder weg, und Eulenspiegel schneidet alles Leder über einen und denselben kleinen Leisten zu: dem Meister, der Ersatz verlangt, sagt er: der Schuster kann das Leder nicht machen, altem, kenn ich nicht wieder, so bin ich da gewesen.

In Bern verdingt er sich als Schneidergesellen. Sein Meister spricht zu ihm: Gesell, willst du nähen, so nähe eng und wohl, daß

man es nicht ſieht. In Folge dieſer Weiſung verliert ſich Eulenſpiegel unter eine Tenne, wo man ihn nicht ſehen kann, und wo er eng und wohl eine Nabt über'm Knie zu ſtopfen beginnt. Ein andermal wirft ihm ſein Meiſter einen halbgenähten groben Bauernrock zu, und ſagt: mache den Wolf fertig, dann geh zu Bett. Eulenſpiegel nimmt den Rock, macht daraus den Kopf eines Wolfes, dazu den Leib und die Beine und ſperrte das mit Stöcken auseinander, daß es einem Wolf gleichſah. Der Meiſter, der den Schelm nicht merkt, belehrt ihn, er habe keinen wirklichen Wolf gemeint, ſondern den grauen Bauernrock bildlich einen Wolf genannt. Hätte ich eure Meinung recht gewußt, ſpricht Eulenſpiegel, ich hätte lieber den Rock gemacht als den Wolf. — Ein andermal ſoll er Aermel an einen Rock werfen, und ſich dann zu Bett legen. Er hängt den Rock an einen Nagel, zündet zwei Lichter an und wirft die ganze Nacht hindurch die Aermel an den Rock. Was machſt du für ein Gaukelſpiel, ruft am Morgen der erſtaunte Schneider aus. Gaukelſpiel! ſagt Eulenſpiegel ſehr ernſt; ich habe die ganze Nacht geſtanden und geworfen, ihr hättet mich ſollen ſchlafen gehen laſſen, ich wußte wohl, daß es verlorne Arbeit war. Nun geht dem Schneider ein Licht auf über Eulenſpiegel, auch verlangt er Bezahlung für die beiden unnütz verbrannten Lichter. Allein Eulenſpiegel macht ſich davon.

Es geſchieht ihm auch, daß er von Andern in ſeiner eigenen Weiſemanier behandelt und angeführt wird. Das nimmt er lachend auf, zeigt aber zuletzt, daß er auf dieſem Felde der Herr und Meiſter iſt. So hatte ihm ein Schuſter, dem er ſeine Stiefel zum Spicken, das iſt, zum Schmieren übergeben, die Stiefel, wie einen Hafen, mit Fettſtückchen geſpickt. Was ſeid ihr doch für ein frommer Meiſter, ſagte er lachend; ihr habt ſie gemacht wie ich befohlen habe. Darauf bezahlte er, und ging mit ſeinen geſpickten Stiefeln zum Hauſe hinaus. Der Meiſter und ſein Geſell waren ſehr vergnügt, den Eulenſpiegel auch einmal angeführt zu haben. Dieſer kam aber zurückgelaufen, fuhr von außen mit Kopf und Schulter durch die Fenſter der Schuſterbude und fragte: Meiſter, was iſt das für ein Speck, iſt er von einer Sau, oder von einem Eber? Alſo hatte der Mann des Peches Schreck, Aerger und Schaden davon, daß er ſich mit Eulenſpiegel näher eingelaſſen.

Bei einer Wirthin, der er mal einen böſen Poſſen geſpielt hatte, kehrt er unbekanntermeiſe wieder ein. Er bringt das Geſpräch auf Eulenſpiegel, und die noch immer gegen dieſen erbitterte Wirthin beendet ihre Erzählung mit den Worten: es wird ihm auch nicht wohl ergehen. Darauf ſagt Eulenſpiegel: Frau, das iſt ſchon geſchehen, er liegt auf dem Rad. Die Wirthin ſagt: wie die Arbeit, ſo der Lohn; unterdeß hatte Eulenſpiegel ſich wirklich auf ein Rad ange-

streckt das auf der Diele lag. Nun springt er auf und sagt: ich bin's, kennt ihr mich noch? Adieu.

Schläfrige Schaarwächter in Nürnberg, die er unter das Rathhaus schlüpfen sah, weckt er um Mitternacht durch Lärmen und Klopfen vor dem Rathhause, wobei er mit einem alten Messer in das Pflaster hieb, daß die Funken davon flogen. Dann lockte er die auffahrenden Wächter hinter sich her, über eine Brücke, aus der er drei Bretter ausgehoben hat. Alle ernüchterte sich der eine nach dem andern in dem Wasser der Pegnitz.

Zu Hammelburg bestellte er sich eine große Tasche, wie es damals Mode war. Der Mann liefert ihm eine große Tasche, er findet sie aber lange nicht groß genug. Da bringt ihm der Mann eine Tasche, die er aus einer großen Kuhhaut gemacht hat, so daß ein einjähriges Kalb sich darin verbergen kann. Eulenspiegel findet auch diese nicht groß genug, und gibt ihm zwei Gulden Aufgeld, um eine größere zu machen. Nun schleppt ihm der Mann eine Tasche zu, die er aus drei Ochsenhäuten zusammengenäht hat. Meister, sagt Eulenspiegel, auch diese Tasche ist nicht groß genug: wenn ihr mir aber eine so große Tasche machen wollt, daß ich einen Pfennig nehmen kann, daß stets zwei darin bleiben, und nimmer könnte an den Boden greifen, die wollte ich euch gerne bezahlen. Und ging hinweg. Eulenspiegel kostete der Spaß zwei Gulden, der Taschenmacher hatte aber für zehn Gulden Leder verschnitten.

In Dänemark verspricht ihm der König, ihm für einen guten Witz sein Pferd von dem allerbesten Hufschlag beschlagen zu lassen. Darauf läßt Eulenspiegel sein Pferd mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen. Der König lacht und bezahlt die hundert Mark die es kostet mit den Worten: du bist doch mein allerliebster Hofdiener, du thust doch was ich dich heiße. Also bewährte Eulenspiegel wieder seine Frömmigkeit, die ihm von hohen Herren Kleider, Pferde, Geld und Roß einbrachte.

Auf einer Wanderung durch Spanien soll er entscheiden, welche Nation die frömmste sei, die spanische oder die französische. Der Spanier, der ihn zu dieser mißlichen Entscheidung drängt, führt an: in Frankreich werde das Sanktum (das Abendmahl) einem Kranken häufig nur durch einen einfachen Priester und einen Knaben, der mit der Glocke läute, zugeführt; in Spanien aber stets mit Fackeln und großem Gefolge, denn jeder, der dem feierlichen Zuge auf der Gasse begegne, selbst der König und die Grande von Spanien, beeifre sich, denselben zu begleiten. Das ist wahr, sagte Eulenspiegel; aber der liebe Gott weiß, daß er in Frankreich mitten unter seinen guten Dienern ist; in Spanien aber, wo es so viele Juden gibt, läßt er sich so zahlreich geleiten, damit er nicht auf's Neue gekreuzigt werde.

Einſt ſchrieb er eine Verſammlung der geſammten Schneiderzunft im nördlichen Deutſchland aus, ſie ſollten in die Stadt Neſtved kommen, dort wolle er ſie eine Kunſt lehren, die ihnen und ihren Nachkommen, ſo lange die Welt ſtehe, nützlich ſein werde. Zu den zahlreich verſammelten Schneidern ſpricht er: „ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! Scheere, Elle, Faden, Fingerhut, Nadel und Bügeleiſen, wenn ihr das habt, ſo iſt es allerdings genug für euer Handwerk; aber nun mögt ihr auch die Kunſt von mir lernen, und meiner dabei gedenken; wenn ihr, ſprach er feierlich, eine Nadel eingefädelt habt, ſo vergeßt nicht, daß ihr an das eine Ende des Fadens einen Knoten macht, oder ihr ſtechet manchen Stich umſonſt!“ Die Schneider ſahen ſich unter einander an und ſprachen: dieſe Kunſt wiſſen wir alle nur zu wohl: ob er etwas mehr zu ſagen hätte? Als Eulenſpiegel ihnen darauf erwiderte: wenn ihr ſolches für keinen Dank, ſondern in Unwillen aufnehmet, ſo gehet wieder hin, woher ihr gekommen ſeid, da wurden die Schneider zornig und ſagten zu einander: habt ihr nicht gewußt, was Eulenſpiegel für ein Vogel ſei?

Wie es Eulenſpiegel auch anfing, ſo konnte er doch nicht reich werden. Da dachte er bei ſich, alle Amtleute der Fürſten werden reich, ging zum Herzog von Braunſchweig und erbat ſich das Amt eines herzoglichen Viehhirten, ohne allen Gehalt. Der Herzog überließ ihm das Amt auf zehn Jahr. Da wurde Eulenſpiegel ein gewaltiger Hirt im Lande, ſchrieb an einige Städte im Lande, er wiſſe, daß ſie gute Weide hätten, er komme um ſeines Fürſten Vieh darauf zu weiden. Die Städte, aus Furcht, daß ihre Weide von dem fürſtlichen Vieh ganz abgefreſſen würde, ſchickten ihm Abgeordnete mit Geld, um ſich loszukaufen; bald hatte er auch einen Rock von ſchönſtem Zuchspelz und war ein vermöglicher Mann. Der Herzog fragte ihn wie das zuginge. Eulenſpiegel antwortete: es iſt kein Aemtlein ſo klein, es iſt des Hängens werth.

Eulenſpiegel ritt immer ein falbes Pferd — wegen des Geſpöttes, ſagt das Volksbuch. Auch dieſer Zug macht ihn als eine bloß mythiſche Perſon kenntlich. Redensartlich ſagt man von einem, der anders ſpricht als er denkt, der mit Abſicht täuſcht: er reitet auf einem falben Pferd. Und da habt Ihr noch den vierten, ſpezifiſch gefärbten Grund, warum Eulenſpiegel ſo oft zu Pferde iſt. Auch der altſächſiſche Wodan, der ſpäter durch die chriſtlichen Heidenbekehrer, durch die Prieſter und Mönche in böſen Geruch kam und als Haupt der böſen, trügeriſchen Geiſter, als Teufel gefürchtet wurde, wird von der Sage beritten dargeſtellt, zum Beiſpiel als wilder Jäger.

(Schluß folgt.)

Expedition: Neuerwall 88. **Hamburg.** Druck von Boſſet & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'ſche Buchhandlung.

Ariadne.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 6. Erster Jahrgang. 1834.

Tyll Eulenspiegel.

Eine neue Vorstellung von ihm.

(Schluß.)

Wenn ein gewisser Franzose Recht hätte, so wäre Eulenspiegel nicht nur eine bestimmte lebende Person gewesen, sondern hätte sogar seine Denkwürdigkeiten selber niedergeschrieben und zum Druck befördert.

Es sagt nämlich der Herausgeber einer älteren französischen Ausgabe des Eulenspiegel* zur Empfehlung derselben, auf Kosten der früheren, welche er verfälscht und verstümmelt nennt: le traducteur de cette nouvelle édition a suivi l'édition que l'Ulespiegle fit imprimer avant sa mort: „der Uebersetzer dieser neuen Ausgabe ist der Ausgabe gefolgt, welche Eulenspiegel, vor seinem Tode drucken ließ." Um aber einen Beweis seiner Umsicht zu geben, fügt er gleich hinzu: nur die Geschichten von seiner letzten Krankheit, seinem Testament und seinem Begräbniß habe ich aus der Ausgabe entlehnt, die nach seinem Tode veranstaltet wurde.

Derselbe Mann läßt aber den Eulenspiegel ganz gemüthlich, wie der Möllner Leichenstein und das Volksbuch, im Jahre 1350 verscheiden. Also etwa hundert Jahre vor Gutenbergs Erfindung. Auch brachte er in der That nur das gewöhnliche deutsche Volksbuch auf den französischen Markt.

Die erste bekannte Ausgabe von Eulenspiegels Schwänken ist vom Jahre 1519; ihr lag ein plattdeutsches Original zu Grunde, welches der Franziskaner Mönch Thomas Murner ins Hochdeutsche übersetzte.

Auf die äußeren Schicksale von Eulenspiegels „nachgelassenen Werken" können und wollen wir uns allerdings nicht weiter einlassen. Aeltere Freunde der Literatur mache ich aber aufmerksam daß

* Histoire de la vie de Tiel Ulespiegle. A Amsterdam 1703. — Die früher erwähnten neueren französischen Ausgaben von Eulenspiegel sind: die Pariser von 1835 und die Brüsseler von 1840.

nächstens ein Buch erscheinen wird, das in dieser und mancher anderen Beziehung die zuverlässigsten Aufschlüsse erwarten läßt. Herr Professor Archivarius Lappenberg hat sich nämlich, nach gütigst mir gewordener Mittheilung, seit längerer Zeit mit dem Eulenspiegelbuch beschäftigt, und wird die Ergebnisse seiner Forschungen über den niedersächsischen Ursprung dieses Buches, dessen Quellen, Verbreitung in Europa, nebst sprachlichen und anderen Erläuterungen der erwähnten Ausgabe von 1519, mit dem neu abgedruckten Text dieser selten gewordenen Ausgabe, baldigst herausgeben. Es wird also unser guter und frommer Eulenspiegel das Glück erleben, von der reinlichsten, gelehrtesten und mit allen Hülfsmitteln der Literatur ausgerüsteten Hand, auf dem Standpunkt heutiger Kritik monographisch behandelt zu werden.

Ohne Zweifel wird sein Wanst, sein Körperliches, unter dieser Behandlung sehr zusammenschwinden und auf den bloßen Begriff eines gewisse Stoffe in sich aufnehmenden Organs zurückgeführt werden. Ich meine, es wird ihm literarisch nachgewiesen werden, daß die Witze und Schwänke, die man unter seinem Namen aufführt einer ganzen Gattung von Komik und speziell von komischen Büchern und Narrenschriften jener Zeiten angehören, welche Bücher, weniger durchschlagend als der Eulenspiegel, dem öffentlichen Verkehr längst entzogen und dem Bibliothekenstaube verfallen sind.

Auch uns ist Eulenspiegel die personifizirte Gattung, der Träger des Volkswitzes, auf der Scheide des Mittelalters, gerade wie Reinecke der Fuchs in seiner Art, und ebensowenig wie der listige Reinecke, — „der Kluge überholt sie Alle" — ein bestimmter Fuchs gewesen, sondern in der Thierwelt den Wandel und die Listen des Weltlebens darstellt, ebensowenig darf man in dem listigen Eulenspiegel eine bestimmte Persönlichkeit, sondern nur die Eule der Täuschungen und den Spiegel dieses Weltlebens erblicken. Man kann sogar behaupten, daß der schlaue Herr von Malapartus mehr Persönliches, Individuelles, mehr zusammenhängend Lebensgeschichtliches hat als Eulenspiegel; das verdankt er der feineren künstlerischen Behandlung, die ihm zu Theil geworden und die ihm für alle Zeiten in seiner Gattung den ersten Rang sichert.

Daß die Geschichten von Eulenspiegel nach und nach, in verschiedenen Zeiten entstanden, und von verschiedenen Seiten zusammengetragen worden, haben schon Andre bemerkt. So wie der Eulenspiegel in dem Volksbuche da ist, kann er allerdings nur in Niedersachsen oder Niederdeutschland, und in späteren Zeiträumen des Mittelalters seine Figur bekommen haben. Eine so trotzige und malizióse Naturverwaltung, aller Sitte und den feineren Gefühlen zum Hohn, wie Eulenspiegel sie zuweilen übt, möchte wol auf keinem anderen Fleck

des Erdbodens ihre Entstehung oder Verbreitung gefunden haben. Um der bedürfnißvollen sinnlichen Natur ihr Recht zu lassen, hatten schon die Völker des Alterthums die Thiermasken in ihre mythologische Poesie und ihre Sittenfabeln eingeführt; bei den Handlungen der Thiere vergaß man, daß sie eigentlich Menschen darstellten, und forderte von ihnen weder die äußeren Rücksichtnahmen noch die innere sittliche Harmonie zwischen Natur und Geist, welche das Ideal der Menschen ist. Eulenspiegel aber ist der Abdruck einer menschlichen Natur, welche sich zuweilen nicht entblödet, eben mit der größten Art des menschlichen Thierlebens Scherz zu treiben, um seine Philosophie, das heißt bei ihm, seinen Witz des Weltlaufes und seine Neckereien über das menschliche Treiben an den Tag zu legen. Er ist, wie Ihr wißt, kein Tölpel; er unterscheidet sich durchaus von solchen kurzsämmigen, beschränkt gemüthlichen Darmnaturen, wie der spanische Sancho Pansa im Don Quichote (habt Ihr diesen nicht gelesen, so müßt Ihr ihn lesen, früher oder später) ist. Er ist der feinste Verstand, der überlegene Geist, er amüsirt sich selbst mehr über die andern Leute als diese über ihn sich amüsiren; nicht Figur in einer Dichtung, sondern gleichsam der Dichter selber, wie ich ihn denn auch in Hinsicht seiner Schranfenlosigkeit mit Aristophanes verglichen habe; und kurz er ist eine Gestalt, wie andre Literaturen sie nicht darbieten und schwerlich in anderer Gegend als der nach der Nordsee hin, seine nächsten lebendigen Vorbilder — die er freilich als relatives Ideal seiner Gattung weit hinter sich ließ — finden konnte.

Und soweit hat oder hatte Eulenspiegel ein wirkliches persönliches Leben, insoweit man ihn nämlich in seinen derben Gliedern und mit seinem Humor als den kernhaften Repräsentanten des norddeutschen Volkes im Mittelalter betrachten kann.

Ich habe gesagt, die Geschichten von Eulenspiegel gehören einer Witzgattung an, die im Mittelalter volksthümlich war und bei dem Ablaufe des Mittelalters sich in allerlei Schriften wiederspiegelte.

Ferner habe ich gesagt, daß Eulenspiegel das persönliche Abbild, der Träger einer solchen Witzgattung in niedersächsischer Färbung war, ohne deswegen eine bestimmte wirkliche Person, da geboren und da gestorben, zu sein.

Ehe ich nun weiter gehe, muß ich Euch etwas über den Unterschied sagen, der zwischen der früheren Bildung und der heutigen Bildung stattfindet.

In den früheren Zeiten lebte und nährte sich der Geist der Menschen — und wir kommen ja alle nur mit menschlichen Anlagen zur Welt und würden wilder als die Wilden und wahrhafte Unthiere der Schöpfung sein, wenn nicht der schon gebildete menschliche Leib mit den darin sprechenden Begriffen, Gefühlen, Anschauungen und

Erfahrungen, wie ein Geflüſter aus dem Geiſterreiche und den unvordenklichen Zeiten der nach der Geburt unſer Ohr träfe — in den früheren Zeiten lebte und nährte ſich aber der Geiſt der Menſchen in mehr natürlicher, dem Einſaugen der Muttermilch ähnelnder Weiſe, von einem alten, geſchichtlichen Erbtheil von Vernunft, Sitte, Moral, Witz, Phantaſie, Einſichten und Anſichten über die Natur und Menſchenwelt, als es gegenwärtig der Fall iſt. Das alte Erbe, die Ueberlieferung, quillt auch noch gegenwärtig in den Gründen unſeres Lebens, aber ſie wird mit größerer Freiheit benutzt, und es ſchwebt darüber ein gereifterer Geiſt, der mehr und mehr, und auch ſchon in jüngeren Jahren anfängt, ſich ſelbſtändig gegen ſie zu verhalten und nur dem Sinn, nicht mehr dem Worte huldigt. Indeß war auch ſchon im Mittelalter das: „prüfet Alles und das Beſte behaltet" das Wort des chriſtlichen Apoſtels, die Loſung der denkenderen Geiſter; ja ſchon im höchſten Alterthum macht ſich neben der mehr gebundenen Ueberlieferung der urſprüngliche menſchliche oder göttliche freie Geiſt geltend, welchem die Ueberlieferung ihren Körper, ihre äußere wechſelnde Hülle verdankt. Damit greife ich aber ſchon hinaus über den Gegenſtand, den ich zunächſt berühren wollte und weiß recht gut, daß das Geſagte zu den Dingen gehört, für welche die Erkenntniß erſt reifen muß und die man nur als Setzlinge in den dunkeln, geheimnißvoll wirkenden und treibenden Grund jugendlicher Gemüther hinabſenkt. Aber das werdet Ihr Alle verſtehen, daß es früher eine Bildung gab, die ſich hauptſächlich durch mündliche Ueberlieferung, von Geſchlecht zu Geſchlecht, vom Großvater auf den Enkel fortpflanzte, woran die Vornehmen und die Geringen, die Armen und die Reichen, die Klugen und die Dummen ihren Antheil nehmen, ſo daß der Unterſchied in der Bildung, abgerechnet den Verſtand und die natürliche Begabung der Einzelnen, unter allen Ständen nicht ſehr groß war, lange nicht ſo groß, als in der heutigen Zeit. Ihr könnt es abnehmen aus den Sprichwörtern — gegenwärtig verſchwindet auch ſie immer mehr aus den Kreiſen der Bildung — was es in den Zeiten wo das Leſen und Schreiben ſchon Gelehrſamkeit war, mit ſolchen gemeinſamen Schätzen der Weisheit, des Verſtandes und der Erfahrung auf ſich hatte. Wer war der Erfinder, der Verfaſſer der Sprüche, die oft denen der „ſieben Weiſen Griechenlands" gar nichts nachgeben? wer prägte ſolche von Hand zu Hand gehende Münzen, wer gab dieſen Diamanten, womit ein Jeder ſich ſchmücken konnte, ihren Schliff, ihre Einfaſſung, und gerade mit ſo viel Kunſt als hinreichte, ihr Licht aufs beſſte leuchten zu laſſen, ſo daß kein Meiſter in dieſem edelſten Material der Menſchheit, in der Sprache, kein Luther und kein Göthe auch nur ein Strichlein daran hätte beſſern können? Und auf ähnliche dunkle Art entſtanden und pflanzten ſich

fort die wunderbaren Lieder, die gleich beseelten Wesen scherzend oder klagend durch die Lüfte zogen, in jedem Herzen ihre Heimath, in jeder Kehle ihre neue Geburtsstätte fanden, ebenso die Geschichten von früher, die Sagen und Mährchen, deren Name schon angibt, daß sie auf den Flügeln des Wortes durch die Zeiten und Geschlechter dahinsäuselten. Und dieser gemeinsame Schatz der Ueberlieferung war kein todter, er wucherte auf dem alten Lebensgrunde lebendig fort, wechselte sein Aeußeres mit der Sprache selbst und mit den neuerzeugten Vorstellungen und Verhältnissen der Menschen, wechselte nach dem Ablaufe von Jahrhunderten, oft nicht allein das Kleid, sondern den ganzen Leib, während stets der alte Kern, der Geist, die Seele bewahrt wurde. Wenigstens für die tiefer Blickenden.

Und Ihr mögt Euch leicht vorstellen daß unser Volk in seinem Heldenalter, wo seine Stämme erobernd durch die Welt, durch den verfallenden „römischen Erdkreis“ zogen, keine mit Schustern und Schneidern verkehrende Narrenweisheit, eine weit tiefer und kühner gestaltete Poesie in Sagen, Mähren und Schlagwörtern besaß. Erst aus den nächstfolgenden Jahrhunderten, wo die Stämme seßhaft wurden und das Christenthum, zumeist in der römisch-apostolischen Fassung, die ältere Religion unsrer Väter, eine Naturreligion, das sogenannte Heidenthum, verdrängt hatte, erst aus dieser Zeit stammen die ältesten schriftlichen Ueberlieferungen unsres Volkes; und damals schon sehen wir den alten Geist und Kern der Sagen nicht mehr in ursprünglicher, sondern in bedeutend veränderter Hülle. Noch mehr aber später, als neben dem Adel und dem Ritterthum das Bürgerthum sich geltend machte und der Geschäftsbetrieb, der Handel, das Handwerk, die Kunst, die Gelehrsamkeit, das eigene Forschen und Denken ungeachtet aller äußeren und inneren Fesseln sich Bahn brachen. Da verkümmerte freilich auch manche Heldengestalt der früheren Sage, da trat vielfach an die Stelle des Heroischen das Komische, da wurde endlich eine Volksfigur wie der Eulenspiegel möglich, in dem uralte Natur- und Weltweisheit statt im Helm, in der Narrenkappe erschien, ein Geist der vielleicht ursprünglich ein Gott, wie bei den Griechen Hermes, gewesen, dann ein abenteuernder Held, wie bei den Griechen Odysseus (Ulysses), zuletzt ein wunderlicher Kauz, in niedriger Gestalt durch die Welt streifend, scheinbar Allen dienend, Aller Knecht, in Wahrheit Aller Herr und Spötter, durch die geistige Geschmeidigkeit und Ueberlegenheit, die von Anfang in seiner Natur lag, und nun als guter blanker Mutterwitz sich äußerte.

Und auch die alten Griechen hatten ihren Eulenspiegel, deren ältester: Aesop, persönlich ganz so fabelhaft ist, wie die Fabeln, die seinen Namen tragen und bei dem sich gar mancher Zug und Witz findet, der später in den deutschen Eulenspiegel überge-

gangen iſt. Selbſt ihrem Diogenes, dem Cyniker, ſo genannt wegen ſeiner hündiſchen Lebensart, ihm, der einmal dem herrlichen aber ehrgeiztrunkenen Alexander, der ihn mit irgend einer beliebig zu wählenden großen Gunſt beglücken wollte, von der offenen Thür ſeines beweglichen Hauſes, von dem Faß aus, worin er lag, ſagte: ſei ſo gut und geh mir aus der Sonne! demſelben, der einſt als Sklave ſeinem Gehorſam von ihm verlangenden Herrn bemerkte, ihm im Gegentheil, dem Diogenes, müſſe er gehorchen, wie man einem Arzt oder Steuermann gehorche, auch wenn er Sklave ſei, ſelbſt dieſem wirklichen und geſchichtlichen Diogenes mögen von allen Seiten Eulenſpiegelwitze zugeflogen ſein, womit die Volksdichtung, an dem durchlöcherten und zerlumpten Prachtgewande eines alten Urbildes vorſchauender, den Werth der Dinge in der Welt meſſender Klugheit und auskunftreicher Liſt fleißig forſpinnend, ihm den trotzigen aber höchſt armſeligen Philoſophenmantel ausflicken half.

Und wiederum, auch der deutſche Eulenſpiegel, das heißt, die herabgekommene, durch das Mittelalter vagabondirende deutſche Volksphiloſophie, hatte in älterer Zeit einen nachzuweiſenden, eben ſo tapfern als liſtigen Waffenhelden, bei dem die Täuſchung zwar nicht in komiſcher, ſondern in tragiſcher Maske auftritt, und in noch älterer einen Gott zum Urbilde, der in der tiefſinnigen germaniſchen Götterlehre — und jede Religion, auch die heidniſche, iſt eine Wurzel aus derſelben unnachteten Tiefe des Menſchenurſprungs — das weiſe Haupt der Götter ſelber war, das ſichtbare nämlich; denn, meine Lieben, auch die Heidenreligionen ahnten und wußten einen unausſprechlichen, undarſtellbaren und, wie der Apoſtel Paulus ſagt: unbekannten Gott, der der Zeit und dem Raum, dem Wechſel und der Veränderung, dem Leben und Sterben und Neugebornwerden in der Welt nicht unterworfen war. Doch ſind das Anſichten, auf die ich bei dieſer Gelegenheit nicht weiter eingehen kann.

Die Hauptſache bleibt immer noch nach; es iſt das Eigentliche, worauf es bei dem Eulenſpiegel ankommt, das Beſte — und wie alles Beſte läßt es ſich im Kurzen ſagen, oder vielmehr, erlaubt es nur die Kürze, weil es die Art eines Kerns, eines Samenkorns hat das aufgeweicht, ſproſſend, ſo aufſchwillt in den Himmel hinein und auf der Erde umher, alſo ſoviel Raum einnimmt, daß alle Waſchweiber und Breittreter der Weisheit in der Welt nicht Raum daneben haben, und die Meiſten davon nur auf einem Strohhalmchen, auf einem Blättchen zu ſitzen kommen, von dem ſie mit den Beinchen ſtrampeln, oder der Welt unter ihnen den Kopf zu waſchen glauben.

Hätte ich dieſe neue Einführung und Beleuchtung des Eulenſpiegel begonnen mit den Worten:

Es gibt einen Grundgedanken in allen Religionen, Poeſien und

Philoſophien des Alterthums, einen Grundgedanken mit dem auch jetzt noch und für alle Zeit das wirkliche Denken erſt beginnt, einen Grundgedanken, der Sonne, Mond und Sterne, den Jahreslauf, das ganze Erdenleben, alles Daſein, das helle wie das düſtre, das jugendliche und das greiſe ſeiner unerbittlichen Strenge oder ſeiner heitern Gewißheit unterwirft, und der lautet: **Nichts bleibt wie es iſt! Nichts iſt wie es ſcheint! Nur Eines und Einer iſt wahrhaftig, dem Wandel und Wechſel nicht unterworfen.**

Hätte ich dieſe Euch beſtimmten Blätter, bei eben dieſer Gelegenheit, wo ich Euch zu Anfang einen Narren, wenn auch einen vielberühmten Volksnarren, wenn auch einen Narren, der ein Weiſer war verführte, in Bezug auf dieſen mit den obigen Worten eröffnet, ſo würdet ihr wol noch größere Augen gemacht haben, als, wie ich hoffe, gegenwärtig. Gegenwärtig, wo Ihr wißt, daß Eulenſpiegels Hauptcharakterzüge darin beſtanden, daß er **nirgends weilte, daß er nicht war was er ſchien und daß ſein Witz ein Spiegel der Täuſchungen war**, welchen die Menſchen unterliegen, die nur die eine und nicht die andre Seite der Dinge betrachten, und mit bornirter das iſt beſchränkter Ernſthaftigkeit die ganze Wahrheit in der Fauſt oder vor Augen zu haben glauben.

Wenn alles bliebe wie es iſt, und alles wäre wie es ausſieht! Nun, dann lebten wir nicht mehr in dieſer Welt, und die Welt wäre nicht mehr Welt. Wir ſollen dem Bleibenden, Wahrhaften und Weſentlichen nachtrachten: das iſt die erſte Lehre aller alten und neuen Religion und Tugend. Wir ſollen den Schein erkennen lernen, das iſt der erſte Eingang, die Thür zur Weisheit aller Zeiten.

Die Völker das Erdbetene waren von Anfang her ſo tief ergriffen von dem Gegenſatz zwiſchen Schein und Weſen, Aechtem und Unächtem, Wechſelndem und Bleibendem, daß ihre Sprachen ſelbſt, ihre Ausdrücke, welche die „Welt" das erſcheinende Daſein bezeichnen, Kunde davon geben. Der Grieche nannte die Welt **Kosmos**, der Römer **Mundus**; beides bezeichnet den Schmuck, den ſchönen Schein. Noch ſchlagender iſt der deutſche Ausdruck. Die Welt bedeutete dem Deutſchen ein **Werdendes**, was ſtets wird und nicht iſt; **Werold** lautete ihr alter Name.

Höret Ihr dergleichen zu früh? Daſſelbe ſagen Euch die Sprüche der Bibel, die Lehrer in den Religionsſtunden. Weil aber ſolche Betrachtungen gewöhnlicherweiſe in feierlicher Abſonderung von allem Uebrigen im Leben und in den Büchern an uns hinantreten, klingen ſie anderswo den Ohren fremd. In alten Zeiten war das anders, ich habe es geſagt und wiederhole es, nicht allein der religiöſe Glaube auch die Dichtung und alle Weisheit des Alterthums war von dem Grundgedanken durchzogen, daß die Welt eine täuſchende ſei. In

den älteſten Religionen waltete mehr die düſtere und nächtige Seite dieſer Anſchauung vor, obwol es nicht an Sonnenblicken der Erhebung fehlte. Doch gab es kein Volk, welchem der ſchöne Schein der Welt ſchöner und lieblicher ſtrahlte und von welchem er anmuthiger in Kunſt, Dichtung und Leben dargeſtellt wurde, und das zugleich auch in ſeinen vielen denkenden Köpfen durch den Wechſel und die Außenſeiten der Dinge in ihr Inneres, in das Bleibende, in die Idee einzudringen verſuchte als die Griechen. Ihr hört die einfache Schönheit, den erhabenen Liebreiz der griechiſchen Meiſterwerke preiſen, jetzt mögt Ihr den Grund davon ahnen.

Dieſelbe Anſicht von der flüchtigen und täuſchenden Welt wurde bald nach ihrer ernſten und tragiſchen bald nach ihrer komiſchen Seite dargeſtellt. Solche ernſtere Spiegelbilder ſind die Heldengedichte alter Zeiten, bei den Griechen zum Beiſpiel die Ilias, bei den Germanen die Nibelungen. Alles Leid, was der kluge und tapfre Held der Nibelungen, Sigfried, auf ſich, auf ganze Familien und Geſchlechter heraufbeſchwört, entſteht aus der Täuſchung, die er ſich mit einem Goldring, dem Truggeſchenk eines Zwerges an den Gott Loke, gegen eine edle Jungfrau erlaubte.

Weniger im hohen tragiſchen Stil, aber noch immer im Heldencharakter iſt die Täuſchung in der Odyſſee dargeſtellt. Auch Odyſſeus, der König von Ithaka, iſt ein ſtets wanderndes liſtenreiches Genie; nur unwillig läßt er ſich auf längere Zeit feſthalten und ſelbſt in die Heimath zurückgekehrt, wo er ſich anfangs unter der Hülle eines Bettlers zeigt, läßt es ihn nicht raſten und es ſteht ihm noch eine fernere mythiſche Wanderung bevor. Von ſeinen Liſten will ich nur die beiden erwähnen, die eine, wo er den koloſſalen, weder Götter noch Menſchen achtenden Polyphem, den Cyklopen in der Höhle, durch ein Wortſpiel mit ſeinem Namen hintergeht, die andere, womit er die Trojaner täuſcht und die Griechen in Ilions Mauern einführt. Ihr kennt Alle das trojaniſche Pferd, in deſſen Bauch Ulyſſes mit den Griechen ſich verbarg. Nun denn, der Eulenwitz ſaß ſo gut in dem trojaniſchen Pferd als in dem Lüneburger.

Laßt Euch dieſe Andeutungen genügen und betrachtet ſie als erſte Anſtöße zu einem Denken und Vorſtellen, das keineswegs auf einmal ſeine Klarheit und Befriedigung finden kann. Was unſern Eulenſpiegel betrifft, ſo iſt der eben das, was ſein Name ſagt — der niemals in einem Geburtsregiſter geſtanden hat und ſich ſchwerlich, trotz des Grabſteins, in einer Sterbeliſte findet — der Spiegel der Täuſchung; denn die Eule iſt und bedeutet eben: die Täuſchung.

Berichtigung: Seite 20 Zeile 19 ſtatt Requiem: Requam (Irrgewicht).

Expedition: Neuerwall 86. Hamburg. Druck von Baſſet & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'ſche Buchhandlung.

Armin.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 7. **Erster Jahrgang.** **1854.**

Ein Stück deutsche Urgeschichte:

Armin.

Hören wir den großen römischen Geschichtschreiber Cornelius Tacitus über den großen deutschen Mann und Römerfeind; hören wir diesen Römer der, wie kein andrer Geschichtschreiber vor und nach ihm, uns die bekannte Redensart von dem ehernen Griffel und den ehernen Tafeln der Muse der Geschichte verständlich macht, der die Auflösung der gigantischen Roma durch innere Fäulniß, Feilheit und Niederträchtigkeit inmitten der aus aller Welt zusammengeschleppten Pracht der Kaiserzeiten mit so bitterer und unerbittlicher Wahrheit, mit so stechender Kürze, mit so sicherem schwerem Nachdruck gedrängter Züge schilderte, als ob in ihm der Todtenrichter seines eigenen Volkes und seiner dem Untergang bestimmten Zeit erschienen wäre, denselben Cornelius Tacitus, der auf die großherzigste, vielleicht auch auf die Beschämung der Römer berechnete Weise die rauhen Tugenden und den sittlichen Kern der Urwaldbewohner zwischen Rhein und Ostsee, unserer deutschen Vorfahren vor allen anderen Völkern des römischen Erdkreises schilderte, als ob er schon damals in der Germania — so nannte er auch sein Buch — den Erben der Roma geahnt hätte, hören wir diesen Tacitus, wie er sein Urtheil über den deutschen Herman in folgende Worte zusammenfaßt:*

Zweifellos war Armin Germaniens Befreier. Nicht den Anfängen des römischen Volkes setzte er, wie andre Könige und Heerführer, ermüdenden Widerstand entgegen, sondern dem römischen Reich auf dem Gipfel seiner Macht. Nach wechselndem Schlachtenglück, unbesiegt im Kriege, starb er im siebenunddreißigsten Jahr seines Lebens, im zwölften seiner Machtstellung. Und noch gegenwärtig wird er in den Liedern seines Volkes besungen.

Sein bester Freund hätte ihm keine schönere Gedenktafel setzen können, als dieser Geschichtschreiber des feindlichen Volkes. Doch ist

* Tacitus Annalen, 2tes Buch, Kapitel 88.

ſie unvollſtändig, und meldet nur den Ruhm und die Thaten des großen Todten, nicht aber ſeine Leiden und die Schande, welche die Großen ſeines Vaterlandes, ja ſeine nächſten Verwandten auf ſein deutſches Befreiungswerk wälzten, gegen die er anzukämpfen hatte, denen er zuletzt erlag.

Meine Lieben! Ihr kennt Euch bei der überhandnehmenden Prahlerei mit den Maſſen und den Maſſenwirkungen, welche letztere allerdings der Maſchinenkraft gleichkommen, nicht lebhaft genug die unwiderſprechliche Erfahrung der Weltgeſchichte ins Herz prägen, daß der in Wolken verhüllte, unbekannte Lenker der Weltgeſchicke ſtets und ohne Ausnahme in allen wichtigen Epochen, bei allen Knotenpunkten, welche das Gewächs der Menſchengeſchichte macht, einen Mann, einen Mann unter Tauſend und Millionen lebender Menſchen ſendet, der für den entſcheidenden Augenblick die zuſammengezogenſte Kraft des Handelns, Fühlens und Denkens hat. Ein ſolcher Mann war für die neue Welt, für das junge Nordamerika Waſhington, deſſen Größe eben darin beſteht, daß man ohne ihn, den einen Mann, ſich die Befreiung Amerikas zu der Zeit und unter den ewig glorreichen Umſtänden gar nicht denken und vorſtellen kann. Ein ſolcher Mann, nur in einem noch ungleich bedeutungsvolleren Moment der Geſchichte, war auch Herman. Waſhington riß Amerika von Europa los, das iſt, er ſicherte einem weſentlich germaniſchen Ableger und Bruchtheil Europas die Selbſtändigkeit, das Eigenleben auf Amerikas Boden. Herman aber rettete achtzehnhundert Jahr vor ihm die Wurzel des Germanenthums und damit alle neugeſchichtliche Lebenskraft, vor römiſcher Vernichtung.

Meine Geliebten! Die Aelteren unter den jetzt Lebenden erinnern ſich gar wohl einer Zeit, wo das ganze alte Deutſchland auf dem Spiele ſtand! Das vermorſchte Band alter Reichseinheit war durch die deutſchen Kaiſer ſelbſt zerriſſen und den Winden preisgegeben worden. Nur von der Gnade, der Mäßigung, oder den klugen Vorbehalten eines ehrgeizigen Eroberers ſchien der letzte äußere Beſtand der in Schlachten niedergeworfenen beiden Großſtaaten des deutſchen Oſtens, Preußens und Oeſterreichs noch abzuhängen. Die übrigen deutſchen Staaten waren dem ſogenannten Rheinbunde unterworfen, das heißt, ſie waren unterwürfige Bundesgenoſſen des franzöſiſchen Kaiſers theils in der Perſon deutſcher Stammfürſten, theils noch unmittelbarere, mit Königskronen und Fürſtenhüten aus dem Stegreif verſehene Werkzeuge. Jene Landſtriche zwiſchen Rhein und Elbe, zwiſchen den Bergen und den flachen Nordſeelanden, wo die alten Cheruſker ihre ungeheuren Kämpfe gegen die Römer, die Sachſen gegen den Römling der Päpſte, gegen Karl den Großen kämpften, beherrſchte unter dem Namen eines royaume de West-

phalie, eines Königreichs von Westphalen, ein jetzt noch lebender Bruder des damaligen und Oheim des — jetzigen Kaisers der Franzosen. Selbst im Norden der Elbe, wo der Römer niemals seinen Fuß gesetzt, seinen goldenen Adler aufgepflanzt hatte, schimmerte sein theatralischer Nachahmer, der französische, in den Mauern der beiden alten freien Hansestädte, von denen die eine, Lübeck, einst die Ostsee beherrscht hatte, die andre, Hamburg, den Hauptverkehr Deutschlands zur See vermittelte, und nicht allein die Ein- und Ausfuhr der Waaren, sondern auch das frische und freie Athemholen der Weltgeschichte an den Wogen und in den Lüften, die zwischen den Elbufern, England und Amerika mit Verwandtengrüßen hin und her ziehen.

Seit der Römerzeit, seit den Tagen des Kaisers Augustus glich von den vielen und großen Gefahren, welche Germanien, das nicht allein zum geistigen Kampfplatze, leider auch zum Schlachtfelde so vieler vergangenen und vielleicht auch zukünftigen Volkerbewegungen und Bildungskontraste auserlesene Mittelland Europas, je von Außen bedrohet hatten, keine der damaligen an Größe und selbst äußerlich in der Gestalt, worin sie auftrat. Der Kaiser Napoleon der wie Kaiser Augustus, Erbe einer Republik war — freilich einer bald nach ihrer durch Aexte und Fallbeile scheinbar bewirkten Minerva-Geburt* sich unlebensfähig zeigenden Republik, Augustus aber einer ausgelebten aber Jahrhunderte hindurch thatengroßen — der Kaiser Napoleon hatte sich Rom, das römische Eroberungs- und Verwaltungssystem zum Vorbilde genommen. Auffallenderweise glich er, ein geborner Corse, italienischer Abkunft, schon in seiner äußern Erscheinung, in seiner Gesichtsbildung, den bekannten Büsten des Augustus und der ersten Cäsaren mit dem „weltzermalmenden Kiefer und dem starken Kinn";** aber auch geistig schien er eine wiedergekehrte cäsarische Person zu sein, an Kriegsgenie ähnlich dem Stifter der Augusteischen Familie, Julius Cäsar, und gleich diesem „der erste Soldat seines Jahrhunderts", auch wol der erste Staatsmann, in jenem listigen treulosen römischen Sinn, dessen auch der allerdings höher stehende Julius in seiner Kriegführung gegen die „barbarischen" Gallier und Germanen sich nicht entschlagen konnte, gescholten darob nur von einem Römer, Cato, wie Napoleon von dem catonischen Carnot, dem ehemaligen Kriegsminister der französischen Republik. In diesen Bestrebungen, sein durch korsische List und französische Bajonette gestiftetes Empire français, sein französisches Kaiserreich, in Allem und Jedem, dem Imperium Romanum nachzubilden, wurde

* Die Göttin Minerva (oder griechisch Athene) sprang bewaffnet aus Jupiters Haupt, nachdem dieser sich den Schädel hatte durchschlagen lassen.

** Schon das Heer, welches den General Bonaparte nach Aegypten begleitete, entdeckte in dort aufgefundenen Kaiser-Münzen diese Aehnlichkeit.

er durch den Geiſt der Franzoſen, durch die ſchon beſtehende Herrſchaft ihrer Sprache und Moden in Europa, durch die mit franzöſiſcher Art und Sitte ſeit lange in höheren und denen angrenzenden Kreiſen getriebene Affenſchande, ſelbſt durch die Nachwehen der erſten ſchönen, man darf ſagen, unvergleichlichen Begeiſterung, welche Europa und das ganze damalige Menſchengeſchlecht, nicht zuletzt und am ſchwächſten das gemütheinnige, ideenreiche Deutſchland bei der erſten Nachricht der Pariſer Revolutionsereigniſſe empfunden hatte, ſpäter durch den falſchen Ruhm, der ſich um das Haupt des italieniſchen und ägyptiſchen Generals Bonaparte — des ſpäteren Kaiſer Napoleon — lagerte, endlich durch das längſt und allgemein gehegte Gefühl der Nothwendigkeit eines Durchbruchs neuerer Geſchichte, eines an Haupt und Gliedern reformirenden Geiſtes in den alten europäiſchen und deutſchen Staatskörpern, dermaßen unterſtützt, daß die Nachahmung den gefährlichen Anſchein erhielt, als wollte ſie ihr großes Vorbild noch weit hinter ſich laſſen. Geſetzgebung (Code Napoleon), Gerichtsverfaſſung, Verwaltung jeder Art wurden in den eroberten Provinzen mutterfranzöſiſch, und das war an ſich nicht das Schlimmſte, doch ſchlimm, weil es zunächſt nur dazu diente und dienen ſollte, das große lateiniſche N mit der Krone darüber, Napoleons Herrſchergepräge, des Adlers Klaue auf ſeine Beute zu ſetzen. Aber was bedeutete dieſe diktatoriſche Vereinfachung von Recht, Gericht und äußerer Ordnung bei einem Zuſtande, wo Militairgewalt und Kriegsgerichte, ſtets fertige Spruchmaſchinen zur Hinrichtung, alle bürgerliche Sicherheit aufhoben, und der immer rege Verdacht der Empörung jede Willkühr rechtfertigte; was bei einer Verwaltung, wo Geldgier und Beſtechlichkeit — ſchon bei ſich zu Hauſe der wundeſte Fleck der Franzoſen — in dem auf Kriegsfuß in eroberten Provinzen ſtehenden franzöſiſchen Beamtenheer, untermiſcht zwar mit einigen beſſeren Deutſchen, meiſt aber und zumal nach unten hin mit dem Auswurf unſers eigenen Volkes, von den höchſten Civil- und Militairbehörden bis zu den letzten Beamtenpoſten die Regel, Ausnahmen goldene waren, das heißt von jenem ſittlichen Gold, deſſen Probe nicht durch Scheidewaſſer ſondern durch Goldwaſſer ſelbſt gemacht wird. Und dazu, meine Lieben, könnte ich Euch ſchildern, wie das verderbte öffentliche Leben ſchon begann in das Familienleben einzugreifen, wie der vor Zeiten als Tanz-, Sprach- und Hofmeiſter, als Friſeur, parleur, homme d'esprit, chevalier bewunderte Franzoſe damals, mit dem düſtern Hintergrunde einer blutigen Revolution, im Glorienſchein der Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena, mit dem Abſtrahl der Macht und des Genie's ſeines Empereur, des großen Napoleon und der ſeit den Revolutionszeiten ſich ſelbſt ſo nennenden „großen Nation", in Familien- und

gesellschaftlichen Kreisen kaum der Anwendung alter Liebenswürdigkeit bedurfte — gar das Zierliche und Charmante wurde damals schon, wie es jetzt noch ist, schlechter Ton — um verführerisch und verderblich auf deutsche Schaam und Sitte zu wirken. Nur eine von den großen Gefahren, die Deutschland damals bis in den innersten Kern seiner stets mehr durch den geistigen Zauber seiner verwandten Zungen und Sitten, als durch äußere Bande geknüpften Einheit bedrängten, will ich noch besonders hervorheben: diejenige, welche auf die Dauer solcher Eroberung unsere Sprache selbst, das heiligste unsrer Heiligthümer, mit Mißachtung, also im Lauf der Zeiten mit allmäliger Vernichtung zu bedrohen schien. Die französische Sprache, eine Mischung von Römisch, Fränkisch und Gallisch, wurde Amtssprache, ganz wie die römische zu den Zeiten Armins. Und schlimmer als damals fand sie in Deutschland einen Boden vor, der nur zu sehr von den oberen und gebildeten Theilen der Gesellschaft aus, ihr geiles Ueberwuchern über die deutsche Sinnpflanze begünstigte.

Die Eroberer selbst mögen wol am wenigsten an dem langsamen aber sichern Erfolg ihrer Bemühungen, die „barbarische" deutsche Sprache zu verdrängen, gezweifelt haben. Ueberhaupt waren in den damaligen Regierungskreisen die flachsten Ansichten über die geistige, sittliche und sprachliche Eigenheit der Völker vorherrschend. Ihr mögt Euch einen Begriff davon machen aus dem einen Fall, den ich Euch aus meiner Kindheit erzählen will. Deutschland schien damals so gründlich in Stücke zerschlagen und als Einheit für immer vernichtet zu sein, und es wurde damals der letzte magische Vereinigungsring der Deutschen, ihre Sprache, für eine so unwesentliche Sache gehalten, daß sogar in Dänemark bestbegünstigte Gelehrte, uneingedenk, daß ihre Kultur ein Säugling deutscher, alles Ernstes mit der Absicht umgingen, in dem alten Reichslande Holstein, der grunddeutschesten eine von allen deutschen Provinzen, die dänische Sprache einzuführen. Und so wurde uns Knaben auf einer Gelehrtenschule ein dänisches Sprachbuch in die Hand gegeben dessen Vorwort mit den Worten schloß: ein Gott, ein König, eine Sprache. Da hatte freilich der Russe in den deutschen Ostseeprovinzen, der Franzose in seinen früheren Eroberungen, Elsaß und Lothringen weit bessere Aussichten. Denn, zuletzt, wenn ein Volksstamm der unterdrückte bleibt und die Verbindungsquellen mit dem Mutterlande immer sparsamer rieseln, entsteht mindestens ein zwieschlächtiges Sprach- und Nationalwesen das sich schwerlich jemals wieder, wie zur Zeit der Bildung der französischen und später der englischen Sprache so künstlich, so mit dem Schein der Natur, veralgamiren wird.

Ich habe dieses Bild unlängst vergangener, noch in den Erin-

nerungen des älteren Geschlechts wacher und lebendiger Zeiten dem heranwachsenden Geschlechte nur im Fluge vorführen wollen, um ihm begreiflich zu machen, erstens, daß älteste und neueste Geschichte eines Volkes oft nicht so weit auseinanderliegt; als man im gewöhnlichen Eintagsleben annimmt, dann aber, daß Ihr die ganze Größe des einen Mannes würdigen lernt, der in sich allein — denn er stand in einsamer Größe unter seinen Zeitgenossen da — den Muth und die Mittel fand, in den Augenblicken der höchsten Gefahr unser noch „barbarisches" Germanien von dem in Kriegskunst und Bildung hoch überlegenen weltgebietenden, völkerzermalmenden Rom siegreich zu befreien.

Das Jahr, das wir schreiben, bis auf die Einer zurückgebracht, also im Anfang der christlichen Zeitrechnung, und noch unter der Regierung des ersten römischen Kaisers Augustus schien Germanien in der That des benachbarten Galliens schon vollendetes Schicksal, die Unterwerfung unter das Joch der Römer, mit allen Folgen derselben, theilen zu sollen.

Ein römischer Geschichtschreiber* — denn wir haben alle diese Nachrichten nur durch die Römer selbst — schildert die Triumphe der römischen Waffen in Deutschland mit folgenden Worten: Götter! welche Thaten haben wir unter Anführung des Tiberius Cäsar (später Nachfolger des Augustus) vollbracht! Ganz Germanien durchzog unser Heer; kaum dem Namen nach bekannte Völker wurden besiegt; die Chauken (ein friesischer Stamm) nahmen wir auf in unsern Bund, ihre ganze waffentragende Jugend mußte mit ihren Führern, umringt von dem strahlenden Kreise unseres Heeres, vor dem Tribunal unsers Feldherrn niederknieen; gebrochen wurde der Muth der Longobarden; vom Rhein bis zum Elbstrom marschirte unser Heer unter seinen Adlern. — Nichts blieb in Germanien noch zu besiegen übrig, als das Volk der Markomannen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Skieläufer.**

Von Heinrich Zeise.

Edle und große Thaten haben nur ein Vaterland: das Herz. Mit Vergnügen nimmt daher der „Armin" das nachstehende Gedicht von Heinrich Zeise in seine Blätter auf. Die hier besungene That eines einfachen norwegischen Bauern ist an sich eine der großherzigsten in der Weltgeschichte; dann auch hat sie einen Schauplatz, der in

* Vellejus Paterculus.

** Skie, Schneeschrittschuhe.

ſeiner Art unvergleichlich iſt und von dem Dichter, der die ſchneebedeckten Felſen Norwegens durch Augenſchein kennt, mit der Handlung auf das Lebendigſte verwebt worden.

L. M.

Der zwölfte Karl mit ſeinen tapfern Schweden
War eingedrungen in Norwegens Gauen,
Um Dänemark im Nachbar zu befehden.

Der ſtolze Held, wie aus Granit gehauen,
Ritt an der Spitze ſeiner beſten Truppen
Durch Bergend Stift, wild murmelnd ſeine Brauen.

Es wölbten ſich der Felſen Rieſenkuppen
Ringe um das Heer, das langſam fürder ſchritt,
Und faſt umzingelt war von Felſengruppen.

Dumpf hallte auf dem Schnee der Krieger Tritt,
Den Horizont begrenzten düſtre Tannen,
Durch die das falbe Licht der Sonne glitt.

So ſang- und klanglos zog das Heer von dannen,
Kein Hof, kein ſtilles Dörfchen war zu ſehn,
Und nichts verrieth die Nähe der Normannen.

„Doch eine Hütte ragt von jenen Höhn,
O, wenn wir dort doch einen Führer fänden,
Horch, in den Schlünden regt ſich ſchon der Föhn.“

Und aus Geſtein ſich klammernd mit den Händen
Erklommen Drei des Berges höchſten Rand,
Umſtarrt von Gletſchern und von Felſenwänden.

Ein ſchmaler Pfad ſich nach der Hütte wand,
Und ſie betraten ihn mit feſtem Schritte,
Nach Kriegerbrauch die Büchſe in der Hand.

Und in der Wohnung ſang nach alter Sitte
Der Normann eine ſtolze Kämpenweiſe
In ſeiner Lieben traulich ſtiller Mitte.

So iſt es Brauch; ſtarrt rings die Flur von Eiſe,
Dann ſammeln ſich am Heerd des Hauſes Glieder,
Die Jungfraun, Burſchen, Weiber und die Greiſe.

Da pocht es an das Thor, ſchon pocht es wieder:
Der Schweden Gruß mit frechen Kolbenſchlägen,
Und es verſtummt der Klang der Heldenlieder.

Der Normann tritt den Kriegern kühn entgegen:
„Was euer Wunſch?“ „Du ſollſt nach Kongsgaard leiten
Die Kompagnie auf nahen, ſichern Wegen.

Nimm Deinen Stab, und vorwärts magſt Du ſchreiten,
Es gilt Dragoner dort zu überfallen,
Wir werden auf den Schneeſchuhn Dich begleiten.“

„Und sollten meine Brüder durch mich fallen?
Wählt einen Andern zu dem Henkeramte,
Ich werde meine Skie nicht unterschnallen.“

Der Krieger Schwert den Arm des Normanns schrammte,
„Hier blankes Gold und hier den scharfen Stahl.“
Sie sprachen's, und in Zorn ihr Auge flammte.

„Es bleibt Dir zwischen Geld und Tod die Wahl,“
Da griff er zögernd nach dem blanken Golde,
Ihm schlug das Herz vor namenloser Qual.

„Bei Feinden meines Vaterlands im Solde!
Mein Weib, laß Dich zum letzten Mal umarmen,
Und meine Tochter Ingeborg, Du Holde!

Die rauhen Schweden kennen kein Erbarmen.“ —
Da band er sich die Skie an seine Sohlen,
Und rang sich stumm aus den geliebten Armen.

Er schien im Lauf den Sturm zu überholen,
Die Schweden folgten ihm in wilder Eile,
Wie einem Verbannten die munteren Fohlen.

So legten sie zurück schon manche Meile,
Bald haben sie erreicht das Ziel der Reise,
Wenn überschritten jener Fels, der steile.

So weit das Aug' sieht, starrt die Flur von Eise,
Jetzt sind sie auf des Berges höchster Spitze,
Und schaurig heult der Schneesturm seine Weise.

Da sprühn des Normanns Augen grelle Blitze,
Er glich dem Aar mit ausgespannten Flügeln,
Der sich erhebt vom schroffen Felsensitze.

„Seht dort liegt Kongsgaard!“ und nicht länger zügeln
Kann er die Kampfeslust der wilden Streiter,
Die sich wie Bäche stürzen von den Hügeln.

Es blickt so todesfreudig der Begleiter —
Nach einem Abhang lenkt er seine Schritte,
„Heil Dir, mein Vaterland!“ so ruft er heiter.

„Der höchste Wunsch, o Gott, um den ich bitte,
Gewähr' ihn mir, laß mich das Opfer sein,
Und laß mich sterben in der Feinde Mitte.“

Er fliegt, stürzt in den Abgrund sich hinein,
Nicht hemmen können ihren Lauf die Krieger,
Es deckt des Normanns Leiche ihr Gebein;

Und seine Fahne schwang der Tod als Sieger!

Expedition: Neuerwall 66. Hamburg. Druck von Boffet & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'sche Buchhandlung.

Armin.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 8. Erster Jahrgang. 1854.

Ein Stück deutsche Urgeschichte:

Armin.

(Fortsetzung.)

Die Sache war noch weit schlimmer, als der römische Geschichtsschreiber dieselbe darstellt. Es erwies sich schon früher und noch mehr später, daß das Volk der Markomannen, der mächtige Sueven- (Schwaben) Stamm, der schon zu Julius Cäsars Zeiten hunderttausend Bewaffnete ins Feld stellen konnte, als Deutschlands rettendes Bollwerk gegen die römische Ueberfluthung nicht betrachtet werden konnte. Nordwärts der Donau zwischen dem Rhein und Böhmen sich ausbreitend überließ dieser allerdings noch unbesiegte und selbstsüchtige Stamm die Reichsgrenze, die Donau- und Rheinufer ihrem Geschick.

Planmäßig war die Eroberung und Unterjochung Deutschlands, dies letzte Ziel des Ehrgeizes der Römer, durch sie betrieben worden, seitdem schon Julius Cäsar die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß durch bloße Einfälle und glückliche Gefechte der Zweck nicht zu erreichen stand. Zunächst wurden die Grenzen und Vertheidigungslinien Deutschlands weggenommen, und die Deutschen im Innern sahen dem geduldig zu, der genannte mächtige Marbod wähnte gar, von den Höhen der Böhmer Waldgebirge, wo er seinen Sitz aufgeschlagen und an siebzigtausend Krieger um sich geschaart hatte, die Endgeschicke Deutschlands so weit in seiner Hand zu halten, daß jedenfalls *sein* Reich, *seine* Macht bestehen, ja den Kern eines neuen Deutschlands bilden würden. Freilich war er ein verblendeter Mann, aber was soll man ihn so groß schelten, da nicht einmal die Witzigung vieler erfahrungsreicher Jahrhunderte ähnliche Thorheit deutscher Fürsten verhindert hat!

Im äußersten Süden waren die Alpenländer römischer Botmäßigkeit unterworfen worden; eine schreckliche blutige Jagd in himmelhohen Gebirgen, zum Theil ein Vernichtungskampf gegen die Einwohner, die sich wie Verzweifelte wehrten, einzeln selbst über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus, wenn es andere wahr ist, was erzählt

wird, daß Mütter aus Mangel an Geschoß, ihre Säuglinge bei den Beinen gefaßt und sie den Römern ins Gesicht geschleudert haben.

Zwischen den Alpen und der Donau war der Römer wie zu Hause. Eine Kette von Römerburgen und Lagerplätzen lief an den Ufern dieses ehemals von seiner Quelle bis an seine Ausflüsse in das schwarze Meer von einem bunten Gewühl germanischer Völkerschaften umringten Stromes, weit nach unten, in das heutige Ungarn hinab.

Im Westen gürtete eine ähnliche Befestigungskette das linke Ufer des Rheinstroms von den Alpen bis zu den Ländern an der Nordsee hin.

Von dem also befestigten Niederrhein aus waren die römischen Heere erst unter Drusus, dann unter Tiberius, Brüdern und Stiefsöhnen des Augustus, in Norddeutschland vorgerückt, nicht allein mit dem Schwerdt, sondern auch mit dem Beil, der Hacke, der Schaufel, um Heerstraßen durch Waldungen und Sümpfe, um Schanzen und feste Lagerplätze an geeigneten Verbindungsstellen anzulegen, wie zum Beispiel bei dem Zusammenfluß von Strömen. Auch von der See her unterhielten sie diese Verbindung, indem sie mit ihren Flotten in die Mündungen des Rheins, der Ems, der Weser, einliefen.

Norddeutschland, das Land, das Tacitus vorzugsweise als den Kern der Germania im Sinn hatte, sollte nicht bloß eine unverlässige Eroberung, es sollte eine niedergeworfene, des Widerstands unfähige römische Provinz sein, oder werden Das erhellte aus allen Maßregeln, die getroffen wurden seit der Zeit, wo Drusus auf seinem Siegeslaufe bis an die Elbe vorgedrungen war — dort soll ihm ein wahrsagendes Weib entgegengetreten sein und ihm seinen nahen Tod verkündet haben — bis zu dem verhängnißvollen Zeitpunkt, wo Quinctilius Varus die Statthalterschaft in Norddeutschland übernahm. Dessen Vorgänger im Amt war Sentius Saturninus, dieser wurde im sechsten Jahr unsrer Zeitrechnung mit seinen Legionen abberufen gegen Marbod, dessen Untergang damals beschlossen war, und gegen den auch von der andern Seite her, von der untern Donau, Tiberius im Anzuge sich befand. Ein Krieg, der sich schon unterwegs in ein Bündniß mit Marbod verwandelte, da im Rücken des Tiberius die Donau-Völker aufgestanden waren, und Marbod, anstatt mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen gegen den gemeinsamen Feind, wieder nur sich selbst bedachte.

Mit dem neuen Statthalter Quinctilius Varus trat die volle Zuversicht, glücklicherweise auch die Sorglosigkeit eines seiner Beute sicheren Eroberers auf den norddeutschen Schauplatz. Früher war dieser Mann Präfekt von Syrien gewesen. Arm betrat er diese reiche Provinz, reich verließ er die arme — so lautet das bekannte

Wort eines römiſchen Geſchichtſchreibers über ſeine dortige Verwaltung. Das war aber mehr die Regel als die Ausnahme bei den römiſchen Statthaltern. Demſelben Hiſtoriker* zufolge war er ein Mann von mildem Geiſt und geräuſchloſer Lebensweiſe. In der That liegen keine Beiſpiele eines Geſchmacks an grauſamen Handlungen gegen ihn vor, eben ſo wenig wie gegen ſeinen Herrn, den Kaiſer Auguſtus. Nach der gewöhnlichen Anſicht der Römer hielt er die Deutſchen nur für Halbmenſchen, für ſolche, die ſich nur durch Sprache und Gliedmaßen als Menſchen verriethen. Ihre in blutigen Schlachten erprobte Freiheitsliebe, ihren Haß gegen die fremden Unterdrücker, der ſich durch allerdings nutzloſe, weil vereinzelte Aufſtände Luft machte, ſah er eben nur an als Zeichen der Barbarei an, welche das höhere Loos, Rom anzugehören, von Römern beherrſcht zu werden, nicht zu würdigen wiſſe. Vergebens, meinte er, habe man dieſe Wilden bisher durch das Schwerdt zu zähmen verſucht. Durch römiſche Sprache und Sitte, zunächſt aber durch die römiſche Rechtspflege müſſe die Bändigung und Sänftigung der rauhen Gemüther angeſtrebt werden.**

Dieſe Anſichten des römiſchen Statthalters waren allerdings dieſelben, welche auch in Gallien und andern eroberten Ländern das Verfahren Roms beſtimmten. Nur daß ſich der Vollſtrecker der römiſchen Politik dieſſeit des Rheins in Land und Leuten irren mußte, in Land und Leuten überhaupt und dann vorzugsweiſe in einem Mann, der unter der Glanzhülle römiſcher Bildung ein ächt barbariſches, ich will ſagen deutſches Herz ſchlagen hatte.

An vorgängigen Schritten in der Richtung, die Varus einſchlug, fehlte es ſchon früher nicht; doch Varus ging weit dreiſter und offener auf das Endziel, die geiſtige Unterjochung, die Verrömerung der Deutſchen los. Er wagte es, ſagt ein andrer römiſcher Geſchichtſchreiber,*** die Deutſchen vor ſein Tribunal zu laden und ſprach Recht in ſeinem Lager, als ob er die heftige Gemüthsart der Deutſchen durch die Ruthenbündel der Liktoren oder die Stimme der Gerichtsherolde im Zaum halten wollte.

Er wagte es — mit dieſem Wort eines Römers fortzufahren — römiſche Lagerjuſtiz in Deutſchland über Deutſche auszuüben, die Gerichtsverhandlungen ganz wie in einer „der Süßigkeit des Friedens ſich erfreuenden" Provinz durch römiſche Sachwalter und in römiſcher Sprache vor ſich führen zu laſſen, dann, nach römiſchen Geſetz, über freie Deutſche Tod, ja körperliche Züchtigung zu verhängen — Strafen, die nach heimiſchem Recht kein freier Deutſcher je erlitten hatte.

* Velleius Paterculus II. 117.

** Ebendaſelbſt.

*** Florus IV. 12

Er wagte es ferner, Steuern und Abgaben unter den Deutschen einzuführen, eine ihnen bis dahin unbekannte Sache, um desto verhaßter, weil es ihnen nur der Tribut der Botmäßigkeit und die Beihülfe zur Erhaltung ihrer Dränger, zur Schmiedung ihrer eigenen Ketten dünken konnte.

Denkt Euch hinzu, wie der trotzige römische Soldat, wie gar der Beamtentroß — ähnlich den commissaires und employés der späteren französischen Eroberungszeit — unter einem so „milden" und zugleich in eigner Person so habsüchtigen Anführer gewirthschaftet haben mögen, so wird Euch die jammervolle Lage und das erbitterte Gefühl der Deutschen in jener großen Krisis unsers Vaterlands lebhaft genug vor Augen und im Herzen sein. (Fortsetzung folgt.)

Ein paar Harzsagen.

Alte Religion — Sage.

Ich denke, daß Euch die unten folgenden Sagen* schon an sich selbst gefallen werden; aber beiläufig mögen sie Euch dienen, auch einen flüchtigen Blick in den Grund aller und jeder Volkssage zu werfen. Die vorliegenden entstammen dem nördlichsten Vorgebirge des deutschen Binnenlandes, zu dessen Füßen sich die norddeutsche Ebene ausstreckt; sie kommen aus unserm tannenduftigen Harzgebirge, wo die dunkelgekleideten ernsten, blassen und doch so lieben und freundlichäugigen Menschen wohnen, die auf ihrer abgeschiedenen Höhe bald mit den Wolken und Winden verkehren, die dort ihre Herberge haben, bald in den düstern Schooß der Erde hinabsteigen, wo das feste kalte Gestein und das noch starrere, bis an die äußersten Grenzen des Naturlebens hingebannte und von den Menschen **edel** genannte Metall (im Harz das Silber), der Erzaristokrat und Grundherr der Erde, zusammenwohnt mit dem lebendigen, schöpferischen, Erd und Himmel in allen Gestalten durchwandernden, erhaltenden und erneuenden Quellwasser, von den Menschen gemeines Wasser genannt. Aus diesen Gegenden stammen die anzuführenden Sagen. Aber in diesen Sagen ist das Wasser nicht Wasser, nicht gemeines Wasser, die Wolke nicht Wolke, der Stein nicht Stein, das Metall nicht bloßes Metall; es ist in alledem ein Geist, wie er innerhalb des Knochengerüstes der Menschen wohnt, die Glieder bewegt, auf den Lippen spielt, in dem feuchten Glanz seiner Augen sein Inneres leuchten läßt, kurz ein **Naturgeist**, der sich in dem allen äußerlich offenbart und, nach Art des menschlichen Geistes, mit Freiheit und Bewußtsein darin handelt.

In der Urzeit aller Völker war der Glaube an solche Natur-

* Aus Heinrich Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854.

geiſter Religion. In allen Naturerſcheinungen, überall, im Himmel, auf und unter der Erde glaubte man eine wirkſame, auch in das Menſchenleben mächtig eingreifende Geiſter und Götterkraft gegenwärtig. Wenn der Donner das Himmelsgewölbe erſchütterte, ſo war das die That eines Gottes, der nicht zwar ſelbſt die feurige Donnerwolke war, ſondern nur in ihr ſich offenbarte; ſo daß wir uns den Glauben an ihn als den Gott weit unmittelbarer und ungetrennter mit ſeiner Erſcheinung verbunden vorſtellen müſſen, als es nach der gewöhnlichen Betrachtungsweiſe der Neuern hinſichtlich des Naturglaubens der alten Völker geſchieht. Die Macht und Würde dieſer göttlichen Naturgewalten hing von dem größeren oder beſchränkteren Kreiſe ab, deſſen Verwaltung und Erhaltung ſie vorſtanden; mit dem Mächtigſten verband ſich auch die höchſte Weisheit, doch ſelbſt der Mächtigſte war abhängig von einem Urgrund der Weſen, aus welchem alles hervorgegangen, der aber in keiner beſonderen Geſtalt gedacht wurde. Alle dieſe Geiſter und Götter ſtellten die Natur und den Jahreslauf in ſeinen wechſelnden lebensförderlichen und lebensfeindlichen Erſcheinungen dar, beziehungsweiſe den Kampf derſelben unter ſich, der winterlichen Sphäre gegen die ſommerliche, des ſchädlichen Uebermaßes nach der einen oder nach der andern Seite, der dörrenden Hitze, der erſtarrenden Kälte, der Ueberſchwemmung und der Vertrocknung des Bodens, im Gegenſatze zu dem ſchönen, weiſen und wohlthätigen Maß, das überall in der Natur und im Menſchenleben das Rechte, Gerechte und Geſunde iſt. Kurz, dieſe Geiſter waren die Perſonifikationen des phyſiſchen und ſittlichen Weltlaufes, wie er ſich in der, Natürliches und Sittliches nicht trennenden Weltanſchauung der alten Völker geſtaltet hatte.

Als dies Religionsſyſtem — denn es war in mancher Hinſicht auch bei den roheren Völkern ein Syſtem und hatte überall ſeinen religiöſen Mittelpunkt, den ich im Obigen freilich kaum einmal angedeutet habe — zu Grunde ging, bildeten ſich aus deſſen einzelnen Stücken die Sagen. In den Sagen lebte die alte Naturanſchauung heimlich fort, denn der Naturſinn war ein zu altes Erbtheil der Völker, um ſich ſo leicht durch den abſtrakteren Geiſt des Chriſtenthums verdrängen zu laſſen; auch bediente ſich die Kirche ſelbſt des alten Glaubens zu mancherlei Anknüpfungen, was zu entwickeln hier zu weitläufig wäre.

In den nachſtehenden Sagen vom Harz werdet ihr ein paar Beiſpiele ſehen, wie lebendig ſich die Lehre der alten religiöſen Naturanſchauung in ihrem ſagenhaften Gewande erhalten hat, zugleich aber fühlen, welche große Veränderung damit vorgegangen ſein mag.

Die erſte Sage iſt mehr frei behandelt, ſie verräth, daß ſie nicht wörtlich aus dem Munde des Volkes gekommen, ſondern durch

modernisirende Federn gegangen ist. Deß macht auch der Herausgeber des Buches, aus welchem sie genommen, kein Hehl. Doch ist ihr Grundgewebe ächt. In der zweiten Sage erscheint ein Zwergkönig Hibich; der große deutsche Sprach- und Mythenforscher, Jakob Grimm, erklärt diesen Namen, der mittelhochdeutsch Gibeche, althochdeutsch Kipicho lautete, für einen Beinamen des Gottes Wodan, als den Geber, d. i. den Geber der Güter, oder alles Guten.

Römerstein und Nixei.

Wie die Teufelsmauer am Nordrande des Harzes vom Teufel als Grenzscheide seines Reiches errichtet wurde, so an der Südseite der Römerstein. Von fruchtbaren Aeckern und Wiesen umgeben, auf einer Seite mit frischem Laubholz bekränzt, steigt der kegelförmige nackte Berg empor, auf dessen Rücken zackige Felsen wie Ruinen einer Burg sich heben. Nach der Volkssage wohnten sonst gewaltige Riesen hier; drüben im blauen Alabaster des Sachsensteins gegenüber mächtige Zwerge mit ihrem Könige. Vor diesen kleinen Zwergen schwebten die talpigen Riesen in solcher Furcht, daß sie diese Felsburg aufthürmten, um vor dem Zwergkönige drüben sicher zu sein. Sein Haupthaar und Bart war weiß, wie das Gestein hier umher; vom Scheitel war ihm eine helle Kristallkrone emporgeschossen. Einst durchschweifte ein Jüngling, Romar geheißen, den Wald und fand unter einem Baume schlafend die Numa, eine wunderschöne Jungfrau; die Herzen fanden sich, aber beide erschraken, als sie entdeckten, daß er ein Hünenkind, sie die Tochter des Zwergkönigs war, da sie also zwei gegenseitig feindseligen Mächten angehörten. Jedoch die Liebe verscheuchte jegliches Bedenken, jahrelang lebten beide in glücklicher aber heimlicher Ehe. Da überraschte sie einst bei ihrer Umarmung der Zwergkönig. Zornentbrannt schleppte er seine Tochter in die tiefsten Berghöhlen, zerschmetterte sie an dem zackigen Felsen, den Jüngling aber packten zahllose Zwergschaaren und trieben ihn blutend von dannen. Die unglückliche Numa, von boshaften Kobolden bewacht (sie war also trotz der Zerschmetterung ihres Leibes noch am Leben geblieben) versuchte auf jede Art ihre Rettung; sie verwandelte sich in eine Wassernixe und suchte als Quelle einen Ausweg, um an das Tageslicht und zu ihrem Gatten zu kommen; aber immer drängte sie der grausame Vater in ihre Erdtiefe zurück. Endlich nach vielen Jahren gelang es ihr, als vollendeter Strom hervorzubrechen. Die Höhle, worin die trauernde Frau so lange eingekerkert geweint hatte, heißt der Garten des Weinens, Weingartenloch, und in ihr bezeichnen tiefe Erdfälle und das schauerliche Rauschen unterirdischer Bäche den Weg der Nixe, bis an der Grenze des Gipsfelsens ein Strom hervorbricht, die Numa, zum Andenken der Verbannten

alſo geheißen. Die Stelle aber, wo Romar die Nixe Numa zuerſt ſah, heißt jetzt noch Nixei, und der Fels, auf welchem Romar ſein Leben einſam vertrauern mußte, wurde Römerſtein genannt.

Der Zwergkönig Hibich.

Im Hibichenſtein (ein paar mächtige unweit Grund zuſammenſtehende Kalkſäulen) wohnten Zwerge, die ſollen im Grunde mitunter den Leuten die Kinder gewartet haben. Ihr König iſt der Hibich geweſen, ein alter Mann mit rauhem Haar wie ein Bär, einem ſehr alten Geſicht und von kleiner Statur. Er hat einen eisgrauen Bart gehabt, der iſt ihm bis auf die Bruſt gegangen und darin hat eine zauberiſche Kraft geſteckt. In der Hand hat er ein ſilbernes Grubenlicht getragen, das hat ſo hell geſchienen wie die Sonne, und auf dem Haupt eine goldene Krone. So klein er geweſen iſt, konnte er ſich doch aber ſehr ausrecken. Früher hat er, wie Einige ſagen, alle fünfhundert Jahr einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt dürfe er es nicht mehr. Der Zwergkönig Hibich hat die Waldungen beſchützt, und ſpielte den Leuten, die in den Waldungen Schaden anrichteten, oft einen Poſſen. Er zeigte ſich aber auch wohlthätig gegen arme und hülfloſe Menſchen, die in den Wald kamen und ihm treuherzig ihre Noth klagten. So ging einſtmals eine Bergmannsfrau aus Grunde in den Wald, deren Mann ſchon lange hatte krank gelegen, ſie wollte Tannenzapfen ſuchen und dafür ſollte der Bäcker ihr Brod geben. Wie ſie nun im Walde war, kam der alte Hibich und fragte, was ſie hier ſuche, da erzählte ſie ihm alles und der Zwergkönig gab ihr ein Kraut und ſagte, davon würde ihr Mann geneſen. Auch bezeichnete er ihr eine Stelle im Tannenwalde, da würde ſie Tannäpfel finden, und dahin begab ſich die Bergmannsfrau, fand aber anfangs keine. Da fing es plötzlich an zu werfen, wie von den Bäumen herunter, mit lauter Tannäpfeln. Die Frau aber ward von keinem getroffen, ſondern alle flogen an ihrem Kopfe vorbei in die Kiepe. Das waren die Zwerge, die haben ſchon Order gehabt vom Zwergkönig Hibich und haben der Frau aus dem jungen Grüne, worin ſie verſteckt waren, die Tannäpfel zugeworfen. Als die Kiepe voll war und die Frau ſie aufhob, dünkte ſie ſogleich ihr etwas ſchwerer, als ſonſt eine Kiepe voll Tannäpfel iſt. Als ſie wieder an die Stelle kam, wo ſie den Zwergkönig Hibich getroffen hatte, kam der wieder und fragte, ob ſie Tannäpfel gefunden habe. Da ſagte ſie, was ihr begegnet war und da offenbarte ihr der alte Hibich, daß das ſeine Zwerge geweſen ſeien, fügte auch hinzu, das wären ſilberne Tannzapfen, davon ſollte ſie ſo viel nehmen, daß ſie mit ihrem Manne und ihren Kindern genug hätte, von dem übrigen Silber ſollte ſie die Kirche zu Grund neu bauen laſſen, rieth ihr

auch noch des Krautes nicht zu vergessen, das er ihr für ihren Mann gegeben. Wie nun die Frau nach Hause kam, da waren die Tannäpfel nichts als gediegenes Silber, von derselben Art, von der die Harzgulden (Wildemanns-Gulden) geprägt wurden. Und damals hatten Gold und Silber einen noch viel höheren Werth als jetzt, und von dem Silber, was die Frau in ihrer Kiepe getragen hatte, ist richtig die Kirche zu Grund gebaut und von dem, was sie für sich behielt, kamen noch große Reichthümer in die Familie des kranken Bergmanns. Der aber wurde von dem Kraute, das der alte Hibich seiner Frau im Walde gegeben hatte, von Stund an so gesund wie ein Fisch.

Ein lithauisches Volkslied.

Unter den vielen sinnigen und lieblichen Volksliedern aller Völker und Zungen scheint mir das folgende* mit um den Kranz werben zu dürfen. Im Schluß liegt die Spitze, sie erinnert an Göthe's:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut,
Das allein unterscheidet ihn u. s. w.

Der Wolf, das Wölfchen,
Das Thier des Waldes,
Tritt aus dem Walde
Hin auf die Weide,
Zerreißt das Kälbchen
Und auch die Füllen.
'S ist seine Arbeit.

Der Fuchs, das Füchschen,
Das Thier des Waldes,
Schleicht aus dem Walde
Hin nach dem Vorhof,
Ergreifet, schlachtet
Die Gans, das Hühnchen.
'S ist seine Arbeit.

Der Hund, das Hündchen,
Des Hauses Wächter,
Bellt und verwundet
Des Diebes Ferse,
Scheucht alte Weiber
Und Wanderleute.
'S ist seine Arbeit.

Der Floh, das Flöhchen,
Das leckre Thierchen,
Schlürft süßes Blut auf,
Bei Tagesanbruch
Zum Küdermelken
Weckt er die Mädchen.
'S ist seine Arbeit.

Die Biene, das Bienchen,
Des Waldes Thierchen,
Summt in der Haide,
Sticht in den Finger,
In's Ohr, in's Antlitz,
Und gibt uns Honig.
'S ist seine Arbeit.

O Mensch, o Menschlein,
Sieh auf die Biene!
Genug ja stichst du
In's Herz, in's Herzchen.
Gib süßes Labsal
Auch deinem Bruder.
'S ist Menschenarbeit.

* Aus: Daines, Lithauische Volkslieder, übers. von Neselmann. Berlin 1853.

Expedition: Neuerwall 88. Hamburg. Druck von Basset & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'sche Buchhandlung.

Hermann.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 9. Erster Jahrgang. 1854.

Ein Stück deutsche Urgeschichte:

Armin.

(Fortsetzung.)

Indeß war die Gefahr für die Zukunft größer und schlimmer, als das Elend des Augenblicks oder der drei Jahre, welche zwischen der Ankunft des Varus und dessen Tod in der nach ihm benannten Schlacht verflossen.

Schlimmer als die augenblickliche Unterdrückung und bittrer als das Gefühl derselben, war der Mangel an Aussicht, die geringe Hoffnung, aus ihr befreit zu werden. Nicht, daß Varus überall feste Plätze und in seinen Legionen eine geistbelebte, eiserne Kriegs- und Siegsmaschine besaß, die jeder rohen Kraft zu spotten schien, nicht, daß auch im besten Fall ein geschlagenes römisches Heer noch nicht Rom selbst war, nicht das allein konnte den Muth und die Hoffnung der Patrioten drücken, sondern eben so sehr noch der innere Zustand der Deutschen selbst.

Es ist eine traurige Wahrheit — und Ihr selbst, so jung Ihr seid, habt schon Erlebnisse hinter Euch, die davon zeugen: der Deutsche ist, der Deutsche war von je her des Deutschen schlimmster Feind. Diese Thatsache ist so alt, wie ihre schlaue Benutzung durch die Nachbarn. Eifersucht und Zwietracht der vielen Volksstämme, welche das schöne reiche, aber auch gefährliche Erbe germanischer Natur bilden, dann auch Hinneigung der Großen zum Auslande, oder, um mich eines altbiblischen Ausdrucks zu bedienen, ihre Buhlschaft mit fremden Götzen, das waren und sind zum Theil noch die Hauptwurzeln des großen Uebels, an welchem die deutsche Vaterlandsgeschichte siecht. Wenn nun gar in späteren Zeiten, wo Deutschland bereits eine weltgeschichtliche Stellung eingenommen hatte und sein Haupt (ich sage leider, weil aus Eitelkeit und in Devotion vor einem zweiten in Roms Ruinen sich festsetzenden Römergespenst im geistlichen Gewande) mit der abgefallenen Cäsarenkrone und dem vermorschten

Reichsapfel, das ist, dem Bilde des römischen Erdkreises, sich bedeckt hatte, innere Zwietracht der Staaten und Stämme und Mangel an Nationalsinn in den herrschenden Klassen Deutschland zum Spott des Auslandes und zum Spielzeug der Pläne desselben machten, so wird es Euch wenig Mühe kosten, zu begreifen, welche grundgefährliche innere Bundesgenossen das alte Rom in dem damaligen Germanien besaß, das, weit mehr in der dunkeln, vergebens weggeprahlten und wegraisonnirten Furcht der Römer selbst vor dem machtvollen, wildadligen Naturgepräge der Germanen und ihrem unbändigen Unabhängigkeitssinn als irgend wo sonst sein Dasein hatte. Immer ausgenommen den einen Mann, in dem es war, das künftige Vaterland, dessen großer Sinn und Geist über der Besonderheit und Uneinigkeit der stets zur Selbstzerfleischung bereiten Kampflust der Stämme schwebte, der die gemeinsame Noth wie eine feurige Kohle im Herzen trug und, gleich Moses, zum Hort und Retter seines Volkes und der in ihm verborgenen geistigen Güter auserlesen war, der, zugleich gegen den inneren und den äußeren Feind ankämpfend, an Klugheit und heimlichem Rath die Listigsten, an Beharrlichkeit, Muth und letzter Entschlossenheit zum Siegen oder Sterben jeden Widersacher übertreffen sollte. Gegen den innern Feind, den mächtigsten, der in der Zersplitterung der Kräfte lag, die zwar unter dem äußeren rohen Druck augenblicklich ihre gewohnte Befehdung aufgegeben hatten, aber auch zum Widerstande keine Hoffnung, kein Vertrauen zu sich selbst hegten, gegen den insbesonders, der in den höheren Schichten des Volkes, unter den Fürsten und Adalingen der Stämme, noch ausdrücklicher und williger in das römische Joch als wie in eine schicksalvolle und klug auszubeutende Nothwendigkeit sich bereits zurecht gefunden hatte; und gegen den äußeren Feind, der bis zum letzten Augenblick, wo mitten aus heiterm Himmel der Blitzschlag plötzlich auf seinen Nacken niederfahren sollte, immer in der Täuschung vollkommener Sicherheit einzuwiegen war.

Dieser Mann war unser Arminius, unser Herman, keine fabelhafte und nebelhafte Person, wie er in den künstlichen Bardenliedern nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit den Schatten der kaledonischen Haide in Ossian's Heldenklageliedern zusammenfloß, auch viel zu klug, dämonisch groß und thatkräftig in seiner wirklichen, durch die Geschichte überlieferten Heldengestalt, als daß eine großmäulige Deutschthümelei dieses Jahrhunderts das Recht gehabt hätte, ein Bier- oder Weinschild aus ihm zu machen, oder, mit wie spitzem Munde auch, seinen Namen als Parole auszugeben. Einzig und ehrwürdig bleibe Euch sein Name, trotz des Mißbrauches, der mit ihm getrieben, trotz der meist vergeblichen Anläufe der Dichter, ihn

seiner einsamen Größe eben an dem Ursprung unsrer Geschichte bei unsern neidischen Nachbarn und unter unsern eigenen Verkleinerungskünstlern erregt.

Gewöhnlich glaubt man den Ruhm Armin's erschöpft zu haben, wenn man ihn als den Befreier Deutschlands in der Varus-Schlacht schildert. Die Varus-Schlacht war ein großer und seit länger vorbereiteter Moment im Leben Armins, der erste fürchterliche Schlag auf den Feind. Er versetzte Rom in Grausen, den Kaiser August in halben Wahnsinn. Aber nicht eine Schlacht, sondern was ihr vorausging, was ihr nachfolgte, war der ganze Armin, sein Geist, sein Mund, sein Auge, seine Hand, stets überall, nahe und fern, im Glück und im Unglück, nur das eine Ziel verfolgend. Sein Beiname, Liberator Germaniae, Befreier Deutschlands, bezeichnet allerdings den Gipfel seines auch von den Römern unbestrittenen Ruhmes; auf dieser Höhe stehend grüßt er die Unsterblichkeit; die Geschichte hat es aber nicht mit Standbildern. — unsre Zeit, unsre Märkte leisten gerade sehr viel in dieser Gattung — sondern mit lebendig wandelnden, ringenden und klimmenden Helden zu thun, mit dem mühseligen Stufengange, mit der meist vernichteten Laufbahn ihres Ruhms. Und in dieser Beziehung ist der andere Titel Armin's, welchen derselbe römische Geschichtschreiber (Tacitus) ihm ertheilt, nämlich Turbator Germaniae,* Aufwiegler (um nicht das banale Wort: Wühler, zu gebrauchen) Deutschlands zu sein, sein lebendigster Geschichts- und Ehrentitel.

Armin war einer der Söhne des Cheruskerfürsten Siginer, also von Geburt der Klasse der Adalinge angehörend, welche, nach unsrer jetzigen Sprechweise, den hohen Adel bei allen germanischen Stämmen der Urzeit, auch die freiesten der Sachsen und Friesen nicht ausgenommen, bildeten; gering an Zahl, mächtig aber durch ungeheuren Güterbesitz und zahllose Knechte, im Genuß alter Verehrung, welche der freie Germane, selber stolz auf das reine Blut, das die Haut seines Körpers und Antlitzes vor andern Völkern klärte, dem vermeintlich reinsten, zuweilen gar von den Göttern sich ableitenden Blut, zollte, dessen Vergießung durch Todtschlag u. s. w. höher gebüßt wurde, als das der Gemeinfreien, welche nach späterer Redeweise den niedern Adel, eigentlich aber das wahre damalige Volk mit Adels-, das ist Freiheitsrechten, vorstellte: oder gar als das der „Lite" (gemeinen Leute), der Freigelassenen und endlich der „Skalke" oder Knechte, die im recht-, wehr- und waffenlosen Zustande sich befanden und von der Gnade ihrer Herren abhingen.

Armin war von hochadligem, fürstlichem Geschlecht, aber dazu von einem noch höheren und persönlicheren Adel, der in einer Seele

voll glühender Vaterlandsliebe und hoher Entwürfe lag. In frühen Jahren ſchon war er, vermuthlich als Geißel nach Rom gekommen; denn römiſcher Verrath hatte einſt die einflußreichſten Fürſten und Adalinge zu einer friedlichen Verſammlung gelockt und ſie dann zur Stellung von Geißeln genöthigt. In Rom hatte der Jüngling Rom kennen, Rom verachten lernen, jenes feile, entmannte Rom, das der weiten Welt gebot und ſelber zu den Füßen ſeines Herrn und Gebieters kroch, jenes entartete römiſche Volk, das von ſeinem Herrſcher nur das tägliche Brod und den Anblick blutender Stiere und Gladiatoren verlangte, jene römiſchen Patricier und Ritter, welche von Gold- und Marmorprunk, den weggeſchleppten Zeugen heiteren griechiſcher Kunſt und Lebensſinnes umgeben, Altroms Sitteneinfalt und Sittenſtrenge längſt vergeſſen hatten und griechiſchen Lebensgenuß nur in den raffinirteſten Gelüſten und den üppigſten Schwelgereien zu finden wußten. In Rom hatte Armin, wie 1500 Jahr ſpäter Martin Luther, Rom kennen lernen und in der Kriecherei, Feilheit, Käuflichkeit, dem gleißenden, alle unterjochten Völker nach und nach zu verpeſten drohenden Sittenverderben der Weltherrſcherſtadt ihre Unwürdigkeit und innere Haltloſigkeit erkannt. Das freiheitſinnige, keuſche und ſtarke Germanien unter den Tritten der Legionen dieſes Roms! das mag der zürnende Gedanke geweſen ſein, der ihn dort überall begleitete, und vermuthlich ſtand ſchon der Beſchluß der Befreiung in ihm feſt, als er Rom und die Alpen erſt für immer im Rücken hatte.

Im Leben minder großer, wenn auch bedeutender Männer, ſind nicht ſelten perſönliche Vernachläſſigungen oder Verfolgungen, welche ſie durch die regierende Gewalt erfahren, die erſten Springfedern des Handelns. Um davon ein Beiſpiel aus der neueren Geſchichte anzuführen, will ich Euch nur den Grafen Mirabeau nennen, der aus ſolchen Antrieben das für den Augenblick entſcheidende Gewicht ſeiner überragenden Talente in die Schale der Revolution von 1789 warf. Deutſchlands großer Revolutionair und Befreier hatte aber nicht allein keine perſönliche Unbill in Rom erfahren, ſondern war auf das Gefälligſte behandelt und zu Aemtern und Ehren des römiſchen Staates befördert worden. Rom machte den Jüngling zum Ritter und beförderte ihn im Kriegsdienſte, dem er auch, nach dem Berichte eines römiſchen Geſchichtſchreibers, „als beſtändiger Begleiter der römiſchen Heerzüge" weislich und, wir wiſſen, mit welchem Erfolg für ſeine künftigen Zwecke oblag. Denn von Allem, was der junge Deutſche noch Achtungswerthes, wenigſtens Furchtbares, an und um Rom finden konnte, war nichts übrig, als die römiſche Militairverfaſſung, als der römiſche Soldat. Der Soldat, meine Lieben, iſt in allen auf Gewalt gegründeten Staaten, wenn ſie untergehen, der

letzte auf dem Platz, mit ihm muß dann die Rechnung auf gütlichem oder feindlichem Wege abgeschlossen werden. Der Soldatengeist — ich spreche von ihm, als von einer uralten und sich wesentlich gleichbleibenden historischen Erscheinung — ist ein für allemal der Geist mechanischer Gliederung, der Geist blinder Unterwerfung der Menschenkraft unter einen höheren Willen. In den ruhmvollen Zeiten der römischen Geschichte war der römische Soldat das heroische Werkzeug eines unerhörten, wunderbaren, von dem kleinsten Flecke aus in alle Welt hin wirkenden, erst sich einschmeichelnden, dann gebietenden, dann herrisch zugreifenden Willens gewesen, eines unbeugsamen Willens, der nicht von Ideen, nur von sich selbst, als der zur Weltherrschaft berufenen ewigen Roma eingenommen war, und vermöge seiner soldatischen Verkörperung alle Größen der früheren Welt, welcher Art auch, Karthago, Athen, Jerusalem, die orientalischen Throne vor sich niedergeworfen hatte. Als aber diese gepreßte innere Willenskraft allmälig durch innere Kämpfe und durch Entsittlichung, der Fluch aller Eroberungsvölker, sich auflöste, blieb stets noch die Heerkraft, als der letzte Träger des altrömischen Geistes, als der Erbe des Ruhms und der Erfahrungen von so vielen hundert Schlachten, als die nach Außen hin die Völker in Achtung und Schrecken vor Rom erhaltende Kriegsmaschine übrig — und Rom zählte damals über ein halbhundert Legionen. Und wie hätte in Armin der Gedanke auftauchen können, gegen eine solche ungeheure äußere Macht, die er sowol im Ganzen als in den trefflich geordneten Theilen genau kannte, mit den Waffen in der Hand sich aufzulehnen, wenn er nicht die innere Schwäche Roms und das Unverhältniß der Mittelpunktskraft zu der ausgedehnten Peripherie der von ihm beherrschten Völker durchschaut hätte. Vor allen Dingen mußte er aber selber Soldat und Kriegskenner sein und emsig benutzte er die Schule, die sein frühes Geschick ihm darbot. Nur sein Vaterland wollte er befreien und dazu schien ihm der Augenblick günstig zu sein. An Roms Sturz mochte auch wol sein kühnster Gedanke nicht reichen. Und in der That, das römische Soldatenthum, das sich zuletzt in seiner ganzen Nebbeit an die Stelle der einst vom Kapitol mit Göttermacht gebietenden Roma setzte, wurde durch keinen äußern Feind vernichtet, sondern ging mit der Taufe des Kaisers Constantin, im Anfang des vierten Jahrhunderts, in die neue christliche Weltordnung über.

Ein Bild von Armin, als er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, entwirft ein Römer, außerdem ein parteiischer Feind seiner Person und seines Handelns * mit den Worten:

„Sein Arm war gestählt, sein Sinn rasch und munter, sein Geist auf eine bei den Deutschen ungewöhnliche Weise reich an Ent-

* Vellejus Paterculus.

würfen und augenblicklicher Entschlüsse mächtig; das Feuer seiner Seele verrieth sich in Aug und Antlitz." Wollt Ihr dies Bild noch vervollständigen, so fügt hinzu die stehenden Merkmale, welche sämmtliche alte Schriftsteller den Germanen überhaupt zum Unterschied von andern Völkern des Erdbodens beilegen: die hohe Gestalt, das wallende blonde Haar, das behre Blau der Augen, deren zuckender Strahl wie bei der blauäugigen Minerva, als furchterregend für die Feinde geschildert wird.

Wer zuerst aus Hermans Munde mit dem Gedanken betraut wurde, daß die Römerherrschaft im nördlichen Germanien vernichtet werden könne und müsse, dessen erstes Gefühl mag Staunen über die Kühnheit, aber auch Unglauben an die Möglichkeit gewesen sein. Ein halbhunderttausend Mann römischer Kerntruppen im Herzen des Landes und — eine niedergeworfene Bevölkerung, weit und breit versprengt in Weilern und Gehöften, in völliger Auflösung ihrer alten Rechts- und Kriegsverfassung begriffen, durch alte Eifersüchteleien und gegenseitige Kriegsgelüste der Stämme weit mehr getrennt, als irgendwie verbunden, mit einer überwiegenden Mehrzahl von Leuten, die rechtlos und besitzlos waren und daher gar keinen oder nur einen geringen Antheil an den Staatsveränderungen und Landesgeschicken nahmen, einzeln wol gar Schadenfreude über ihre von den römischen Liktoren enthaupteten und mit Ruthen gestrichenen Herren empfinden mochten, unangesehen den stets großen Haufen im Besitz- und Herrenstande selbst, der sich erst stets abwehrend verhält und nur langsam nach errungenen Erfolgen oder im Drang und Zwang der Umstände an patriotischen Wagnissen und Opfern betheiligt. Welche Aussicht, welches Glück sollte man auch von einer Schilderhebung gegen Rom sich versprechen? Von einem Kampfe, nicht zwischen Staat und Staat, Heer und Heer, sondern zwischen heimlich Verbündeten und schlagfertig dastehender Macht. Wo nur den Anfang machen und nicht gleich durch die römischen Gewalthaufen erdrückt, wie ein schwacher Funke mit den Füßen zerstampft werden? Und ehe es mal zum Loeschlagen kam, war es wahrscheinlich, daß ein so weiter Verzweigung bedürftiger Bund den Römern unverrathen blieb? Kannte man denn nicht die Stimmung und Gesinnung solcher Adalinge, wie Segestes, der sogar öffentlich kein Hehl daraus machte, daß er ein Freund der Römer war und jede Auflehnung gegen diese zur Weltherrschaft berufene Nation als Unsinn, ja als Verbrechen gegen die wohlverstandenen Interessen der Deutschen ansah?

Alle diese schweren Bedenken, die ich im Obigen den Kopf der Männer durchkreuzen lasse, welchen Armin seinen Befreiungsgedanken mittheilte, konnte nur ein feuriges Vaterlandsgefühl, auch unbewußt des ungeheuren geschichtlichen Moments und der auf dem

Spiel ſtehenden entſcheidenden Frage: ob Römer oder Germane? ſodann das Vertrauen auf den höheren Beruf, die Geiſtesgaben und die militairiſchen Sach- und Fachkenntniſſe Armins überwältigen. Und das Vaterlandsgefühl war zu wecken, und Armins Perſönlichkeit war von jener Zauberkraft angehaucht, welche ſtets in der Weltgeſchichte die großen Thaten der großen Männer — außer und über aller Berechnung — möglich und wirklich gemacht hat.

Wie die Klugheit es gebot, theilte Armin erſt nur Wenigen, allmählig Mehreren das Wort der Befreiung mit.* Die Römer können beſiegt werden, das war die Ueberzeugung, die er zunächſt zu erregen ſuchte. Ich will Euch nicht den befeuernden Einfluß männlicher Beredtſamkeit ſchildern, denn auch ſeine Zunge, nicht allein Aug' und Wange, verkündete bei ihm die Gluth der Seele, wie wir an einem Beiſpiele ſpäter ſehen werden. Doch darf man bei einem Manne der That, wie Armin es war, auf die Rede und Ueberredungsgabe nur ein untergeordnetes Gewicht legen. Männer der That führen meiſt auch ein energiſches Wort, aber ſie ſind ſelten Redner, ſie halten an ſich mit der geiſtigen Kraft, die ſie zur Verrichtung von Thaten nöthig haben, und ihre Worte ſind gewöhnlich auch Handlungen oder was unmittelbar zu ſolchen führt. In dieſem Sinn wirkte Armin mit überraſchendem Erfolg, und trotz dem, daß es ſchon damals halbverrömerte, der Bundesgenoſſenſchaft Roms ſich rühmende deutſche Stämme gab, wie die Ubier am Rhein, desgleichen Fürſten und Adalinge, welche nur in Rom ihr Heil erblickten, bündelten ſich doch die Pfeile des Patriotenbundes immer dichter zuſammen, und Armin war und blieb ſo ſehr die Seele und der mächtige perſönliche Leiter desſelben, daß er gegen die Zeit des Loosſchlagens es wagen durfte, einen entfernten, römerfreundlichen Fürſten aufheben und denſelben bis nach glücklich vollbrachtem Aufſtande in Gefangenſchaft halten zu laſſen.

Und der Augenblick zum Handeln drängte zuletzt.

Der ſchon genannte ahnenberühmte (clari-nominis) Segeſtes hatte dem Statthalter Varus ſchon länger das Vorhandenſein des Bundes und ſeiner Pläne verrathen. Doch Varus war auf dieſe Angeberei nicht weiter eingegangen; in ſtolzer Sicherheit vertraute er ſeinen Legionen und verharrte in der Verachtung des barbariſchen Volks, deſſen geheime Reden und Verabredungen ihn wenig kümmerten, ſo lange ſie unweigerlich die auferlegten Laſten trugen und ſeinen Befehlen fügſam waren. Inſofern ihm aber gar der Name des jungen Armin, als des Haupträdelsführers der Verſchwörung genannt wurde, glaubte er ſolche Verdächtigung nur mit einem Achſelzucken beantworten zu müſſen: Armin, der in Rom erzogene, durch Rom zu

* Vellejus Paterculus 2, 118.

Staats- und Kriegs-Ehrenämter beförderte Jüngling, der an Geiſt und Bildung ſo hoch über ſeinen halbwilden Landsleuten ſtand! Unmöglich! Lächerlich! Eine ſolche Undankbarkeit, eine ſolche Dummheit war ihm nicht zuzutrauen.

Die römiſchen Schriftſteller erwähnen allerdings nur, daß Varus nicht geglaubt habe, Armin würde ſo undankbar ſein und Verrath gegen Rom, ſeinen Wohlthäter (!) ſinnen. Varus mag allerdings ſehr eingenommen geweſen ſein von der Größe und Erhabenheit ſolcher Geſchenke, wie des römiſchen Ritterſtandes an einen deutſchen Fürſtenjüngling, wie etwa die Engländer, daß ein deutſcher Fürſt den Kajallenmantel der engliſchen Krone trägt und Einkünfte daraus zieht. Varus wußte freilich recht gut, was der römiſche Ritterſtand bedeutete: er war der merkantile Erbe des kriegeriſchen Roms, der Stand großen Grundbeſitzes und des angehäuften Kapitals der Weltſtadt, der den früheren auf perſönliche Gefahr hin gemachten Erwerb, in Zeiten der innern Staatsunruhen und der äußeren Weltkriege, nach und nach auf eine den Altrömern, den ächten patriciſchen Geſchlechtern fernliegende, verhaßte Weiſe, für den Handel und den Zinswucher ausbeutete. Und ſo hoch auch Varus jeden römiſchen Staatsehrentitel, dem germaniſchen Adel gegenüber, ſchätzen mochte, ſo ſcheint es doch kaum glaublich zu ſein, daß er einen Mann, wie Armin, für fähig gehalten, allein durch ſolchen Köder und ähnliche „Wohlthaten" Roms dankbarlichſt an die Fremdherrſchaft geſeſſelt zu werden. Es ſcheint immer, daß er ihn einerſeits für einen zu guten Römer, andrerſeits für nicht ſo dumm gehalten hat, um den Verſuch zu machen, mit ſeinen Barbaren der in ihrer Stärke und Disciplin ihm wohlbekannten römiſchen Militairmacht die Spitze zu bieten.

Keinem römiſchen Schriftſteller iſt es eingefallen, nur einer ſpäteren, an Deutſchlands wirklichen Größen nagenden Verdächtigung blieb es vorbehalten, in Armins Verhältniß zu Varus einen gemeinen Treubruch, einen Verrath an perſönlicher Freundſchaft zu ſehen. Von ſolcher Freundſchaft iſt nirgends die Rede. Wohl aber ſchelten ſie über Verführung, über Verrätherei gegen Rom.

(Fortſetzung folgt.)

Das ſchwarze Meer und die Donau.

Eine bei der augenblicklichen kriegeriſchen Weltlage beachtenswerthe Erſcheinung iſt, daß franzöſiſche Blätter an Deutſchland ein wichtiges Eingeſtändniß machen, indem ſie ſagen, nicht Rußland und die Türkei allein, ſondern auch Deutſchland habe ein Anrecht an das ſchwarze Meer, weil die Donau in daſſelbe münde. Nicht Wahrheit iſt das; aber wie ſteht es nun mit den Donau-Mündungen?

Expedition: Neuenwall 60. Hamburg. Druck von Kaſtet & Co.
Verlag für den Buchhandel: Hoffmann'ſche Buchhandlung.

Armin.

Wochenſchrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 10. Erſter Jahrgang. 1834.

Ein Stück deutſche Urgeſchichte:

Armin.

(Fortſetzung.)

Fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen zu ſein, ſo drückt die Bibel eine Vereinigung von Hoheit, Unſchuld, Glauben, Begeiſterung, mit der Einſicht in das Weltleben und dem Verſtand des Handelns aus. Die Klugheit an ſich will noch nicht viel ſagen: denn ohne höhere Gedanken, ohne Gemüth und innere Wahrheit iſt ſie nur die Eigenſucht, deren Werke nicht beſtehen, weil ſie keinen ſittlichen Werth haben, in gewöhnlicher Geſtalt die Liſt und Verſtellung, die ſich doch zuletzt in eigener Schlinge fängt. Marbod, der mächtige Markomannenfürſt und Segeſt, der angeſehene Adaling der Cheruſker ſind Beiſpiele davon. Marbods ſelbſtſüchtige Herrſcherliſt endete mit ruhmloſem Untergang und Segeſtes Name trägt für ewige Zeiten das Brandmal des Verräthers. Wie anders erſcheint uns aber Armin, in der trüben Zeit, wo er ſein Unternehmen gegen die Römer mit dem Schleier des Geheimniſſes bedecken mußte. Wenn eine ſo hohe Seele die dunkeln Pfade der Verſchwörung wandelt, wenn eine ſo feurige Natur im Angeſicht des zu vernichtenden Feindes, nicht des perſönlichen, ſondern des allgemeinen feindlichen, Auge, Miene und Zunge hütet und ihr innerſtes Lieben und Haſſen kalt zurückdrängt, ſo bewundern wir nicht die Maskirung der geheimen Pläne an ſich ſelbſt, nicht die Liſt, die Klugheit des Betragens, ſondern die Macht der Vaterlandsliebe, die Energie der Ideen, welche dazu führte. Die Römer, die alten wie die neueren, trauten den Deutſchen von jeher viel Glauben, aber wenig Klugheit zu: ſie gönnten uns die Taube, aber nicht die Schlange des bibliſchen Spruches. Armins hohe treue Seele und Glaube an die Zukunft ſeines Volkes war aber glücklicherweiſe bewehrt mit kriegeriſchen Eigenſchaften — im weiteſten Verſtande des Wortes — welche Perſonen und Völker nöthig haben, ihre Exiſtenz zu vertheidigen, oder vom Untergang zu retten.

Fahre ich jetzt in der Erzählung fort. Vermuthlich auf Anſtiften des Patrietenhauptes und ſeines Hauptes brach in entfernter Gegend eine Empörung aus, jedenfalls in einer Gegend, die nicht beſſer gewählt ſein konnte, um ein dorthin marſchirendes römiſches Heer mit möglichſter Ausſicht auf Erfolg anzugreifen. Denn einen andern als durch Naturverhältniſſe, durch Berge, Sümpfe, Wälder begünſtigten Kampf mit den Römern aufzunehmen, wäre unter dieſen Umſtänden Thorheit geweſen. Der Schauplatz der Empörung lag aber in der Nähe des Teutoburger Forſtes, tief in Weſtphalen hinein und bot die erwähnten Vortheile im reichen Maße dar.

Varus beſchloß ungeſäumt den Aufſtand zu dämpfen, er ſelbſt an der Spitze eines beträchtlichen Theils ſeiner Militairmacht brach vom Rhein her in dieſer Abſicht auf; ein großes Gefolge von Gerichtsperſonen und anderm Troß ſchien den fernern Zweck gewohnter Maßregelung zu verrathen. Zwei Legionen ließ er am Rhein zurück.

Noch am Vorabend ſeines Abmarſches ſchwebte die höchſte Gefahr über Armin und den Verbündeten. Segeſtes, der Verräther, bemühte ſich über Tiſch, dringender als je zuvor, den Statthalter zu warnen und von dem wirklichen Beſtehen und dem nahen Ausbruche einer Verſchwörung gegen die Römer zu überzeugen; er forderte ihn ſogar auf, ihn ſelbſt, den Armin und die andern Adalinge in Ketten zu legen. Ohne ihre Führer würde das Volk nichts wagen und er, Varus, behalte Zeit, über die Schuld oder Unſchuld der Einzelnen in's Klare zu kommen. Allein Varus lieh ihm auch diesmal kein Gehör; er ſollte, wie Tacitus ſagt, dem Verhängniß und der Macht des Armin erliegen.

Der Marſch ging durch wilde unwegſame Gegenden, Moräſte und Waldſchluchten. Um Weg zu bahnen, mußten Bäume gefällt, Faſchinen gelegt werden. Sturm und Regen erhoben ſich außerdem zu Bundesgenoſſen Arminis und der Seinigen. Wenige waren zurückgeblieben; der Sturm der Begeiſterung harmonirte mit dem Sturm in der Natur; zwangsweiſe hatte er ſogar den Segeſtes erfaßt, der ſich in den Maſſen zeigen mußte, und wol nicht ſehr freudig durch den Anblick eines Sohnes überraſcht wurde, den er am Rhein, am „Altar der Ubier", zum römiſchen Prieſter hatte weihen laſſen; der Jüngling, Sigismund mit Namen, hatte aber die weiße Prieſterbinde zerriſſen und war dem Rufe der Vaterlandsbefreiung gefolgt.

Plötzlich begann der Angriff der Deutſchen; am erſten Tage noch ſchwach, aus der Ferne, ein Vorſpiel, doch ſchon blutig genug, um die bisherige Sorgloſigkeit des Varus in äußerſte Vorſicht zu verwandeln. An einer freiern Waldſtelle ließ er Abends das Lager — dieſe wandernde Feſtung, von der jeder römiſche Soldat ein Stück auf ſeinem Rücken trug — aufſchlagen, dann einen Theil des Gepäcks

den Flammen übergeben, und umfassende Sicherheitsmaßregeln treffen. Am andern Morgen machte er eine Schwenkung nach Links, um wo möglich die große Heerstraße nach dem Rhein zu erreichen. Dieser zweite Tag führte ihn in den Teutoburger Wald. Jetzt befahl Arminius einen allgemeinen Angriffssturm; derselbe wurde am verderblichsten für die Römer in einem Engpasse, welcher auch der deutschen Reiterei das Einhauen gestattete. Mit dem Morgen des dritten Tages befahl Arminius, auf einer Anhöhe stehend, die Erneuerung des Kampfes, der nun immer rascher, im fortdauernden Unwetter und unter den Schlachtgesängen der Deutschen seinem Endziel, der völligen Vernichtung des Römerheeres, sich näherte. Als Varus diese schreckliche Gewißheit vor Augen hatte, gab er sich, schon verwundet, selbst den Tod. Nur Wenige entkamen, Andre, die man leben ließ, wurden zu Sklaven gemacht. Grausame Rache nahm man besonders an den Sachwaltern; überhaupt aber mögen die Schilderungen der von den Deutschen verübten Unmenschlichkeiten nur zu begründet sein; mit den von den civilisirten Römern selbst auf so vielen Schlacht- und Brandstätten der Menschheit verübten Greueln konnten sie sich aber schwerlich messen.*

Arminius ließ das Haupt des Varus vom halbverbrannten Rumpfe trennen und sandte dasselbe an Marbod. Uns erscheint das als Rohheit; in Arminius Augen war es eine symbolische Handlung, gleich der, welche David an dem Riesenleibe des Goliath beging. In den Augen Arminius war aber das Haupt des römischen Statthalters nicht nur eine Siegestrophäe, sondern das Unterpfand eines erwünschten Bündnisses zwischen ihm und Marbod, zwischen dem Norden und Süden Deutschlands, oder genauer, zwischen den schon in der Urzeit vielgespaltenen, aber im höheren Grade freiheitssinnigen Deutschen des Nordsiegebietes, des nordwestlichen Germaniens, und den mehr zur Maßseinheit und königlichen Herrschaft sich hinneigenden Deutschen des Ostens und Südens. Diese letzteren Volksstämme nennt Tacitus die Sueven, zum Unterschied von den ersteren, welchen er keinen Gemeinnamen zu ertheilen wußte, und welche er daher nur als Nicht Sueven bezeichnete. Zu diesen rechnete er die Sigambrer am Flusse Sieg, die Friesen (die Bewohner des Friesenlandes oder Vierlandes der Nordsee) von der Nordsee bis zur Ems, die ihnen nächstverwandten Chauken zwischen Ems und Elbe, die Cimbern, nördlich von der Elbe, die Marsen im Münsterschen, Hermanns Cherusker (vielleicht Harzer) und andere Völkerschaften, die man später, im dritten Jahrhundert, außer den Friesen oder Frisiagonen, unter dem Namen der Sachsen, Angeln und der südwärts vorgerückten Franken kennt. Marbod war freilich von Hause

* Am ausführlichsten erzählt die drei Schlachttage Dio Cassius.

aus nur der Fürſt oder König der Markomannen, die mehr den Quaden einen Uebergang zu den niederdeutſchen Völkerſchaften bildeten: doch reichte ſeine perſönliche Herrſchaft vom Norden der Donau und von Böhmen bis zu den Langobarden, damals im heutigen Lüneburgiſchen anſäſſig (wo noch die „lange Börde" von ihnen zu ſprechen ſcheint) hinauf, umfaßte alſo einen großen Theil der im Rücken der Sachſen und Friſen hauſenden und wandernden ſueviſchen Völkerſchaften, vertrat, ſo zu ſagen, wenn auch auf kleinerem Ländergebiet, das heutige Oeſterreich und Preußen, als den Mark- oder Markomannenländern Deutſchlands nach Oſten, gegenüber dem deutſchen Norden und Nordweſten, der noch heutigen Tags, trotz allem und allem die Grundzüge von Tacitus Germania durchſcheinen läßt.

Marbod verſchmähte das von Armin, in dem Symbol des Barenhauptes, ihm dargebotene Bündniß. Seine Antwort beſtand darin, daß er den Kerf an den Kaiſer Auguſtus ſandte. Den Römern wollte er zeigen, wie furchtbar er ihrer Macht ſein könnte, wenn er mit dem aufſtändiſchen Nordteutſchland gemeinſchaftliche Sache machen wollte. Das lag aber nicht auf dem Wege ſeiner ehrgeizigen, perſönlichen Herrſchergelüſte.

Der Kaiſer Auguſtus überließ ſich aber mehr dem Schreck und Gram über den Aufſtand der Deutſchen und die ſpurloſe Vernichtung ſeiner tapfern Legionen, als er durch die ſchlaue Ergebenheit des markomanniſchen Königs ſich täuſchen und tröſten ließ. Der Schlag kam dem alternden Weltherrſcher zu plötzlich, ihm, deſſen Herz und Geiſt ohnehin ſchon durch entſetzliche Familiengeſchicke abgemürbt war, der ſchon lange mit ſtummem Leid auf die Trümmer ſeiner häuslichen Hoffnungen, ſeiner liebſten Wünſche ſtarrte, und nur in der Ferne, in dem geſicherten weiten Umkreiſe ſeiner Herrſchaft Gedanken des Strebens und der Erhebung unterhielt, ihm war die Hermannsſchlacht im Teutoburger Walde die furchtbare Mahnung und Drohung, daß das Reich ſeiner Ehrgeize, dem er alles, alles geopfert hatte, über kurz oder lang in Schutt und Trümmer verſinken werde. Der wahrhaft Saulſche Wahnſinn, der ihn in jenen Tagen packte, iſt allerdings ein Zeichen von einer nicht gemeinen, nicht gewöhnlichen Natur, verräth uns eine tiefere Anlage, als wir ſonſt ſeinem nur auf perſönliche Zwecke gerichteten, liſten- und verſtellungsreichen Charakter zugetraut hätten. Der Auguſtus, der damals, als die Nachricht von der Niederlage des Varus im Cheruskerlande zu ihm drang, gerade in der Zeit, da Rom ſich zu neuen Triumphfeierlichkeiten ob erfochtener Siege über andere Völker, willkommene Trabanten ſeiner Herrſcherfreude, rüſtete, wie ein vom Axtſchlag des Schickſals getroffener gekrönter Stiermenſch, der ſich plötzlich vom Opferer zum Opfer auserleſen ſieht, im träumeriſchen Irrſinn durch die geldſtrahlenden

Gemächer ſeines Palaſtes rannte und die Stirn an die Marmorpfeiler der Thüren ſtieß, immer mit dem dumpfen Ausruf: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! dieſer Auguſtus, ſag ich, iſt in ſeinem Wahnſinn mehr Menſch und größer als in den Augenblicken, da es mit ihm zum Sterben ging und ſein bleicher Mund, mit künſtleriſcher Faſſung, den ſein Sterbebett umgebenden Freunden zurief: Klatſcht mir Beifall, Freunde, ich habe meine Rolle gut geſpielt. Obgleich denn auch in dieſen, an der Pforte des Todes geſprochenen Worten ein ewig denkwürdiges Zeugniß von großen Weltſchauſpielern aufbewahrt bleibt, welche ihre erhabene Stellung dem Glück und der gemeinen Klugheit verdanken, ſich ſelbſt aber innerlich, vor dem unerbittlichen und unbeſtechlichen ewigen Richter jedes Sterblichen, vor dem eigenen Gewiſſen und Bewußtſein, für unwahr und nichtig erkennen müßen. Der kluge Auguſtus, der erſte europäiſche Weltkaiſer, war der Neffe und Erbe des genialen Julius Cäſar, bei dem ſolche Armeſündenrechnung allerdings nicht ſtattfand, weil deſſen Genie, obwol tief befleckt und einſeitig, dennoch die leuchtenden Spuren einer ungeheuren, wir dürfen ſagen, einer aus dem Verborgenen zückenden göttlichen Macht verriethen. Ihr habt wol ſchon irgendwo und wie die Erfahrung gemacht, daß ſelbſt Deutſche den Kaiſer Napoleon, ich meine den von Marengo und Auſterlitz, auf eine närriſch übertriebene Weiſe verehrt haben und verehren. Der Hauptgrund dieſer nationalen Verirrung lag in etwas Beſſerem, lag, um mit dem Altmeiſter Göthe zu reden, in dem tiefen Bedürfniß menſchlicher Natur, zu verehren und anzubeten. Man glaubte in Napoleon das Genie der Weltgeſchichte verkörpert zu ſehen, und in der That war er der Mann, der Gebieter ſeiner Zeit, auf die Dauer hin, die ſeiner einſeitigen, egoiſtiſchen, aber dennoch dämoniſch wirkenden und ſich ſelbſt als dämoniſche Macht fühlenden Kraftfülle angewieſen war. Das war nun dieſelbe Sache mit dem Julius Cäſar der alten Welt. Und der ſtarb je rein menſchlich, je wenig ſchauſpieleriſch, daß er in dem Moment ſeines Todes, unter mehr als zwanzig Dolchſtichen, nur denjenigen ſchmerzlich empfand, den ihm ein geliebter jüngerer Freund verſetzte, zu dem er ſterbend, das Angeſicht in ſeinen Mantel hüllend, die ſchmerzlich weichen Worte ſprach: Auch du mein Sohn Brutus!

Die Verzweiflung des Kaiſers löſte ſich in eine ruhigere Stimmung auf, als er vernahm, daß die germaniſchen Stämme an beiden Rheinufern ſich nicht rührten, auch die Cheruſker ihren Sieg nicht weiter verfolgten und nicht, was er gefürchtet, mit dem Banner des Aufſtandes an den Rhein vorgedrungen waren. Die Cheruſker, ſcheint es, waren geſättigt von Befreiungsjubel und Beute, die That war vollbracht, was kümmerte es ſie, daß es noch kein Werk

war? Jeder kehrte wieder in seine Hütte zurück; Herman aber stand allein und einsamer als zuvor unter seinen Landsleuten da. Ihre gemeinsame Noth, ihr Haß gegen die Unterdrücker, ihre Kampfbegeisterung waren das so sorgfältig vor den Römern verborgene Flammenschwert gewesen, das er im Augenblicke der Entscheidung mit nervigter Rechte zückte; nun war die Noth vorüber, nun hatte der todtfeindliche Haß sich in Strömen von Blut gestillt, nun verrauchte die Begeisterung; statt dessen kam das alte Wesen, die alte Zwietracht wieder zum Vorschein, ja, wir werden sehen, es dauerte nicht gar lange, so war der Hort und Befreier selber ein Gefangener und in den Händen des Verräthers Segestes.

Das nächste Jahr nach der Schlacht im Teutoburger Walde wagte sich schon wieder ein römisches Heer an das diesseitige Rheinufer. Freilich beobachtete sein Anführer, Tiberius, dabei die äußerste Vorsicht. Auf seinen früheren Kriegszügen war dieser in seiner Jugend rüstig, später menschenhassende und verachtende Cäsar* stets dem eigenen Kopfe gefolgt, ohne jemals Kriegsrath zu halten. Bei jener Gelegenheit machte er, wie ein römischer Geschichtschreiber** ausdrücklich erwähnt, eine Ausnahme davon. Außerdem gab er alle Befehle, um Mißverständnissen vorzubeugen, nur schriftlich, und wer alsdann noch Zweifel hegte, der sollte sich persönlich zu jeder Stunde bei Nacht und Tag bei ihm melden. Seine Tafel war der bloße Rasen auf dem er sich niederließ. Vom Feinde wurde er aber so wenig damals, als das folgende Jahr, bei einem wiederholten Rheinübergange gewahr, denn er drang nicht weiter ins Innere vor, blieb vielmehr in der Nähe seines strategischen Stützpunktes, der Rheinufer, und kehrte beidemal nach Verübung einiger förmlichen Mordbrennereien auf das linke Rheinufer zurück.

Bis zum Jahr vierzehn erfuhr dann die rechte Rheinseite keine weitere Beunruhigung durch die Römer. In dem genannten Jahr starb August, ward Armin durch Segestes gefangen genommen, fiel Germanikus, der Neffe des nunmehrigen Kaisers Tiberius, in das Innere Deutschlands ein, und übte, unzulänglich angegriffen durch einen rasch gebildeten Waffenbund mehrerer kleinerer Stämme (Bructerer, Tubanten und Usipeten), weit und breit erbarmungslose Rache. Und zum erstenmale nach dem Jahre der Befreiungsschlacht bezog wieder ein römischer Herr sein Winterlager auf der rechten Seite des Rheins.

Aber das nächstfolgende fünfzehnte Jahr sollte, nach dem Plan des Germanikus, erst das wahre Todtenopfer für den Varus und die römischen Legionen bringen. Germanikus drang nicht allein bis

* In frechen Nöten, sonst: Kaiser.

** Sueton im Tiberius 3, 18.

zu der Wahlstätte vor, wo er die den Raben und Geiern preisgegebenen Ueberreste der Römer bestatten ließ, sondern noch weiter über diese verhängnißvolle Gegend hinaus. Doch derselbe Held, der Deutschland dort gerettet hatte, sollte auch weiterhin nur zum zweitenmal sein Schutzengel sein. Armin war wieder frei.

Die Umstände bei seiner Gefangennehmung und Befreiung sind völlig dunkel. Zu der politischen Feindschaft, welche die ungleichartige Gesinnung zwischen Segest und Armin herbeiführte, kam noch hinzu, daß Armin eine wider ihren Willen an einen Andern verlobte Tochter des Segestes, die Thusnelda, entführt und zu seiner Gattin gemacht hatte. Segest war der unfreiwillige Schwiegervater des Armin; das ist eine Thatsache, welche die Geschichte nicht verschweigen hat, aber sie hat uns auch aufbewahrt, wie weit, wie unpatriotisch und unmenschlich weit sein Zürnen und Hassen über die Grenzen hinausging, wo es eine Entschuldigung finden konnte. Im Friedenszeitern weit mächtiger als Armin, hob er diesen mit seiner Gattin auf, und so hatte auch Armin eine Zeitlang seine „Wartburg", nur nicht in befreundetem, sondern in feindlichem Sinn für das Werk der Befreiung vom Joch der Römer, das ohne Armins große Persönlichkeit nicht bestehen, nicht durchgeführt werden konnte. Man darf annehmen, daß Segestes im Einverständniß mit den Römern handelte, und daß Germanikus den erwähnten Einfall in Deutschland im Jahr vierzehn mit desto mehr Verlässigkeit unternahm, weil er Armin gefesselt wußte. Darauf hin entwarf er für das nächste Jahr einen noch weiter gehenden Plan.

Bereits hatte Germanikus im Frühling des Jahres fünfzehn den Stamm der Katten überfallen, als ihm die Meldung wurde, daß sein guter Freund und Bundesgenosse Segestes, statt Bewahrer und Gefangenwärter des Armin zu sein, von diesem selbst an der Spitze seiner Landsleute belagert* oder vielleicht nur in weiterem Wortverstande umstellt und bedrängt werde. Es war also dem Armin geglückt, sich aus der gezwungenen Unthätigkeit zu befreien. Rasch weckte er die kriegerische Stimmung seiner Landsleute — und als kriegerischer Demagog war er der Meister, ganz nach den Worten des Cornelius Tacitus: wenn Armin seine Landsleute zum Kriege trieb, war er mächtiger als Segestes.

Wenngleich der Streit gegen den Segestes nicht bloß eine persönliche Fehde des Armin, sondern eine öffentliche Angelegenheit war, so läßt sich doch leicht errathen, daß er nur durch beschränktes Aufgebot von Kräften geführt wurde. Mit bedeutender Streitmacht eilte Germanikus dem bedrängten Segestes zu Hülfe und zerstreute die Belagerer. In der Verwirrung des plötzlichen Ueberfalls geriethen

* Cornelius Tacitus, Annalen 1, 57.

mehrere Frauen, darunter Thusnelda, die Gattin Armins, in die Hände der Römer.

Der befreite Segesthes empfing den Germanikus mit folgenden, von Tacitus aufbewahrten schmachvollen Worten:

Heute ist nicht der erste Tag, an dem meine treue Anhänglichkeit an das römische Volk dargelegt wird. Seitdem der göttliche Augustus mich mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, habe ich meine Freunde und Feinde nur mit Rücksicht auf euch und eure Vortheile gewählt. Nicht, weil ich mein Vaterland hasse — wohl sind Verräther selbst dem Feinde widrig — sondern weil Römer und Deutsche dieselben Interessen haben, und weil ich den Frieden dem Krieg vorziehe. Darum habe ich den Armin, der meine Tochter entführte und euer Bündniß (!) mit uns brach, bei Varus angeklagt. Allein die bequeme Sorglosigkeit eures ehemaligen Feldherrn, der dem Schutz der Gesetze zu viel vertraute, schenkte mir keinen Glauben, selbst nicht in der verhängnißvollen Nacht, wo ich mit Heftigkeit in ihn drang, daß er mich mit dem Armin und den andern Mitwissenden in Fesseln legen möge. Was folgte, kann nur beklagt, nicht vertheidigt werden. Später schlug ich Armin in Bande und erlitt dasselbe Schicksal von seinem Anhang.* Befreit durch euch, werde ich das Alte dem Neuen,** die Ruhe den Stürmen vorziehen, nicht des Lohnes willen, sondern um meinen (gezwungenen) Abfall von Rom wieder gut zu machen. Dem germanischen Volk werde ich ein geeigneter Fürsprecher und Vermittler sein, vorausgesetzt, daß das Volk lieber Reue zeigen, als zu Grunde gehen will. Für den jugendlichen Irrthum meines Sohnes flehe ich um Nachsicht. Was meine Tochter betrifft, so stelle ich es deiner Entscheidung anheim, ob du sie als mein Kind oder als die schwangere Frau des Armin betrachten willst.

Und der sonst von den Römern als edelmüthig und liebenswürdig geschilderte Germanikus verurtheilte die bejammernswerthe Thusnelda, das wehrlose Weib des Feindes, die Tochter des kriechenden Bundesgenossen, mit den andern Frauen zur Gefangenschaft und führte sie später im Triumphzuge in Rom auf. Tacitus hat auch ihr Bild in ein paar Worten schön verewigt: unter den andern edlen Frauen war auch die Gattin des Armin; mehr von dem Geist ihres Mannes als ihres Vaters beseelt, wehrte sie ihren Thränen, bat und flehte nicht, sondern richtete stumm, mit auf der Brust gefalteten Händen, den Blick auf ihren Mutterschooß. (Fortsetzung folgt.)

* Wie auch Segesthes von früher oder zuletzt in persönliche Haft gerathen.

** Diesen altrömische Reminiscenz nannte die Römerherrschaft alt im Vergleich mit der allerdings jüngeren Besitzung von derselben.

Expedition: Neuerwall 39. **Hamburg.** Druck von Boffet & Co.
Verlag für den Buchhandel: Herold'sche Buchhandlung.

Armin.

Wochenſchrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 11. Erſter Jahrgang. 1854.

Ein Stück deutſche Urgeſchichte:

Armin.

(Fortſetzung.)

Es war das Schickſal beider hochherzigen Gatten, ſich niemals wieder zu ſehen. Aber Segeſtes ſah ſeine Tochter wieder, und wißt Ihr wo? und in welchem Augenblicke? In Rom, als der erwähnte Neffe des Tiberius, der wegen ſeiner angeblichen Unterjochung Deutſchlands den Namen Germanikus führte, im Jahr ſiebenzehn ſeinen Triumphzug feierte; da ſaß der mächtige deutſche Adaling mit der eiſernen Stirn auf einem Ehrenplatze und ſah unter andern deutſchen mit Ketten belaſteten Gefangenen auch Thusnelda, ſeine Tochter vorüberziehen, mit dem Knaben, den ſie Armin in der Gefangenſchaft geboren hatte! Alſo Römerfreundſchaft treu bis zu den letzten Heſen der Schmach.

Mit ſolchen inneren Feinden, die ſich die Loyalen, die wahren Freunde des Volkes nannten, hatte Armin zu kämpfen. Daher ſagte auch Tiberius in dem Schreiben, durch welches er ſpäter den Germanikus aus Deutſchland abberief: Da Roms Rache genug geſchehen, könne man die Cherusker und die andern rebelliſchen Völkerſchaften ihrer inneren Zwietracht überlaſſen. Ja, der inneren Zwietracht und ſolchen edlen Herren wie Segeſtes, ſolchen wie jener, welcher einen auf der Wahlſtätte vergrabenen römiſchen Adler verrieth — den Römern zu ähnlicher Freude wie jüngſt dem Hauſe Habsburg die aufgegrabene Ungarkrone — ſolchen wie der Rattenfürſt Arganderſtrius, der in einem Briefe an den römiſchen Senat die Zuſendung von Gift erbat, womit er Armin tödten wollte, von ſolchen endlich, die ihn am Ende ſeiner Laufbahn wirklich meuchlings aus dem Wege ſchafften.

Aber noch haben wir ihn lebendig vor uns in dem Augenblicke, wo ſeine Thätigkeit die höchſte Spannung annahm und er in dem Todfeinde ſeines Vaterlandes auch den Räuber ſeiner Gattin zu bekämpfen hatte.

Wenden wir alſo den Blick von jenem unwürdigen deutſchen Adaling zurück auf Armin und ſehen, wie er durch das Land der Cheruſker ſtürmt und zu den Waffen gegen den Verräther und die Römer aufruft. Gerechter Zorn, edles Selbſtgefühl, flammende Vaterlandsliebe, Vertrauen auf Sieg verrathen ſich in den Worten, welche Cornelius Tacitus ihm bei dieſer Veranlaſſung leiht: O das iſt ein herrlicher Vater! rief er aus; das iſt ein großer Feldherr! das iſt ein tapfres Heer! Mit vereinter Macht haben ſie ein Weib weggeführt! Vor mir ſind drei Legionen erlegen, nicht durch Verrätherei, nicht gegen ſchwangere Frauen, nein, offen gegen bewaffnete Krieger habe ich geſchlagen. Noch ſieht man in unſern Hainen die römiſchen Feldzeichen, die wir unſeren Göttern geweihet haben. Mag Segeſtes ein beſiegtes Land bauen, mag er ſeinen Sohn dem römiſchen Prieſterdienſte wieder geben: ächte Deutſche ſollten ſich nie verzeihen, daß ſie die Ruthen und Beile der Römer zwiſchen Rhein und Elbe geſehen haben. Ihr Auguſtus, den ſie unter die Götter verſetzt haben, ihr Tiberius hat grollend von uns ablaſſen müſſen. Sollten wir einen unerfahrenen Jüngling, ein aufrühreriſches Heer fürchten. Wählt! wer ſein Vaterland, ſeine Väter und die alte Sitte lieber hat als fremde Herren und als Kolonialwirthſchaft, der folge mir, als dem Feldherrn des Ruhms und der Freiheit; wer nicht, der möge dem Feldherrn der Schmach und der Knechtſchaft folgen, dem Segeſt.

Solche Reden — verſteht mich, kein einziges Wort iſt darin aktenmäßig beglaubigt, nur daß jedes Wort darin Armins Charakter und die Lage der Dinge ſchildert, in welcher Tacitus ihn ſprechen, das iſt, handeln läßt; kein Wort unſeres Helden, ſage ich, iſt darin aktenmäßig konſtatirt; aber wir, wir Neueren, die wir ſo viele unzweifelhafte Reden von Fürſten und Demagogen mit mehr als zweifelhaftem Sinn und Erfolg kennen gelernt haben, wir wollen uns unbedenklich an die Worte halten, womit die alte Geſchichtſchreibung nach ihrer naiven Weiſe ihre Helden je nach deren wirklichen Charakteren und Thaten ſprechen läßt — alſo, ſolche Reden, ſolche Worte, die nur lebendige Thatſachen waren, die in Armins Erſcheinung den höchſten perſönlichen, zum Handeln hinreißenden Ausdruck fanden, ſie konnten ihren Erfolg nicht verfehlen, und ſie verfehlten ihn ſo wenig, daß nicht nur die nächſten Landsleute des Armin, die Cheruſker, ſondern auch die benachbarten Stämme aufs Neue zu einer Schilderhebung ſich begeiſtert fühlten, daß nicht nur ohnehin kriegeriſch geſinnene Adalinge, ſondern bisher zurückhaltende, kalt kluge, bei den Römern gut angeſchriebene Leute, wie Armins eigener Oheim, Inguiomar, ſich dem Armin und der Vaterlandsſache zu Gebot ſtellten. Eben das, eben die letztere Thatſache ſcheint dem jugendlichen römiſchen Feldherrn mit das Bedenklichſte an dem neuen Aufſtande geweſen

zu ſein.* Mit drei Heeren und von drei Seiten brach jetzt Germanikus wieder in Deutſchland ein; vier Legionen unter Cäcina gingen durch das Land der Bructerer, die Reiterei rückte von den friſiſchen Grenzen heran, mit vier Legionen traf er ſelber zu Schiff an dem gemeinſchaftlichen Vereinigungspunkt in einer Gegend des Ems-Ufers ein. Deutſche Hülfstruppen, vom Stamm der Chauken, befanden ſich mit im Zuge gegen ihre Landsleute. Schon länger halfen Deutſche den Römern kriegen und ſiegen. Deutſcher Reiterei hatte Julius Cäſar den entſcheidenden Sieg über den Pompejus auf den pharſaliſchen Feldern zu verdanken gehabt. Und je tiefer Rom in den nächſten Jahrhunderten nach der Geburt Chriſti — an deſſen Kreuze die Väter der frommen Weſtphalen, von der deutſch-römiſchen Beſatzungs-Legion in Jeruſalem Wache gehalten haben ſollen — in ſich verfiel, deſto mächtiger wurde der deutſche Arm im römiſchen Heer. Seitdem haben Deutſche auf allen fremden Schlachtfeldern une für alle ausländiſche Herren und Intereſſen ihr Blut vergoſſen, theils unfreiwillig, theils freiwillig — wenn Ihr mal einen Blick auf die ruſſiſchen Armeelisten und die Namen deutſcher Generale und Offiziere darin werfen werket! — nicht ſelten auch gegen ihre eigenen Landsleute und ihr eigenes Vaterland, und ſchon zu Armins Zeiten war das ſo eben angeführte Beiſpiel keineswegs das erſte.

Nachdem Germanikus das vereinigte römiſche Heer, die ſchon erwähnte Schlachtfeldſchau und Beſtattung der bleichenden Gebeine ſeiner Kameraden im Teutoburger Walde hatte vernehmen laſſen — eine Feierlichkeit, welche der Kaiſer Tiberius aus militairiſchen oder perſönlichen Gründen ſpäter mißbilligte — folgte er dem Armin, der zurückweichend ihn in der Gegend erwartete, wo er ihn haben wollte. Germanikus traf die deutſchen Streiter in ſchlechter Sorgloſigkeit auf freiem Felde, im Hintergrunde von einem Walde eingeſäumt. Gleich ließ er ſeine Reitergeſchwader gegen ſie anſtürmen. Auf Armins Befehl zogen ſie ſich in guter Ordnung gegen den Wald zurück, dann aber brach der Kern der deutſchen Krieger zwiſchen den Bäumen hervor und warf die erſchreckte römiſche Reiterei in die Flucht. Daß Germanikus ihr hundertgeübtes Fußvolk zu Hülfe ſandte, vermehrte nur die Verwirrung, und bereits war der fliehende Knäuel von Pferden und Menſchen einem Sumpfe nahegedrängt, wo er unvermeidlichen Untergang gefunden hätte, als Germanikus, bitter getäuſcht in der Erwartung eines leichten Sieges, nur zur Rettung des Tages alle ſeine gepanzerten Legionen in Schlachtordnung vorführte. Er bewirkte wenigſtens, daß die Deutſchen ſtutzig wurden und daß das Treffen unentſchieden blieb. Wer ſich aber einem zwei-

* Tacitus Annalen I, 69. Unde major Caesari metus; daher der Cäſar (der Ibrennachfolger im damaligen Sinne) ſehr beſorgter wurde.

ten Treffen nicht ausſetzte, war Germanikus. Mit den vier Legionen, die er zu Schiff herbeigeführt hatte, ſchiffte er auch wieder die Ems hinunter; ein Theil der Reiterei erhielt Befehl, ſich nach der See zu, an die Rheinmündungen zurückzuziehen; der Unterfeldherr Cäcina aber ſollte mit ſeinen Truppen ſo ſchleunig als möglich die langen Brücken zu gewinnen und zu paſſiren ſuchen. Dieſe langen Brücken waren ein durch weite wüſte Sümpfe nach dem Niederrhein, nach Köln zu führendes Römerwerk. Cäcina fand die Dämme ſchon halb zerſtört; überdies war Armin auf Nichtwegen und mit beſchleunigten Märſchen dem ſchwerbepackten Heer der Römer zuvorgekommen; die Deutſchen hielten bereits die Seitenhügel der Sumpfebene beſetzt, durch deren Mitte der ſchmale Rettungsweg der Römer hindurchlief. Dieſen gangbar zu machen und zugleich ihrer Haut ſich zu wehren, war nun allerdings eine Arbeit, die nur geringe Ausſicht auf Erfolg bot. Die in Verhältniß zu den Germanen kleingewachſenen, dazu mit Helm, Panzer und Gepäck beſchwerten Römer geriethen oft ſo tief in Waſſer und Moraſt, daß ſie ihre Arme nicht rühren konnten, während die langen Wurfſpieße der Deutſchen ſie umſchwirrten. Auf beiden Seiten war die Aufregung, ſelbſt während der Nacht, welche den Kampf des erſten Tages beendigte, ungeheuer, wenn auch in der verſchiedenſten Weiſe. Von den angrenzenden Waldhöhen ſchallten die Geſänge und das Frohlocken der Deutſchen, aber, furchtbarer noch, ergoſſen ſich Bergwaſſer, auf Armins Befehl von den Höhen abgeleitet, in die Niederung, wo ſie die Gefahr und Mühe der Römer verdoppelten. Dieſe irrten, wie Tacitus ſagt, mehr ſchlaflos als wachend, zwiſchen den Zelten ihres Lagers umher; ſelbſt ihren unerſchrockenen, in vierzigjährigem Kriegsdienſte ergrauten Führer ergriff ein Bangen, und er wähnte den blutbedeckten Schatten des Quinctilius Varus aus den Sümpfen emporſteigen, ihm rufen und die Hand entgegenſtrecken zu ſehen. Beim Anbruch des Tages beorderte er die Legionen an die Seite des Dammes, während die Verwundeten zwiſchen ihnen auf dem Damm ſich fortbewegten. Statt deſſen ſuchten die Legionen die höher gelegenen trockenen Felder, wo ſie aber allmählig durch das ungleiche Fortrücken auf dem klebrigen Boden und das Ueberſpringen der Gräben in Unordnung geriethen. Jetzt befahl Armin den Angriff, und er ſelbſt warf ſich, mit dem Ausrufe: Da iſt der Varus wieder, da haben wir die zweite Teutoburger Schlacht! an der Spitze einer auserleſenen Schaar auf die Römer und zerſchnitt ihren Heerhaufen in zwei Theile. Verwundete und wildgewordene Pferde — auf dieſe ſtachen die Deutſchen abſichtlich los — irrten ohne Reiter in dem von Schmutz und Blut ſchlüpfrigen Boden umher; ſelbſt Cäcina kam vom Pferde und wäre verloren geweſen, wenn ſeine erſte Legion nicht den Anſturm der Deutſchen auf-

gehalten hätte. Was aber die Römer an diesem Tage vor gänzlichem Untergang rettete, war wol einzig nur die Beutesucht der Germanen, die Armin nicht zu zähmen vermochte. Während ihres Plünderns erreichten die Römer gegen Abend eine höher gelegene trockene Gegend und befestigten sich dort für die Nacht so gut sie konnten. Ein loses Pferd, das wild im Lager umherlief, hätte bald die Rettung wieder vereitelt, es entstand ein Gedränge, der Ruf, die Deutschen sind da! und alles stürzte sich verwirrt nach der entgegengesetzten Lagerpforte, um sein Heil in der Flucht zu suchen. Kein Befehlen und Bitten des greisen Feldherrn, der von dem Ungrund der Sache unterrichtet war, halfen etwas; da legte er sich auf die Schwelle der Pforte nieder und kein Soldat hatte das Herz, über ihn hinwegzusteigen. Schaam und Ehrfurcht behielten den Sieg über die Furcht, über die Furcht in ihrem höchsten Grade, über den „panischen Schreck", wie die Alten jene plötzlich, zumal in der Dunkelheit der Nacht, die Massen ergreifende grundlose Furcht nannten, welche zuweilen im Stande ist, tapfere Soldaten in eine Heerde fliehender Schaafe zu verwandeln. Ihren Muth gewannen die Römer erst wieder, als am folgenden Morgen die Deutschen ihr Lager berannten. Armin, die letzte Stärke der Römer kennend und selbst in jenen siegesgewissen Augenblicken nicht mißachtend, hatte sich entschieden dagegen erklärt, die römische Wölfin in ihrem Lager anzugreifen. Allein er war durch seinen Oheim Inguiomar und die andern Häuptlinge überstimmt worden: im römischen Lager hatte man ja alle Beute auf einem Fleck. Durch einen Ausfall der Römer verwandelten sich die Angreifenden in Angegriffene. Begierig im Glück, ohne Fassung im Unglück* — das sind die Worte des Tacitus von den Deutschen — wurden diese mit Verlust zurückgedrängt, Inguiomar mit einer schweren Wunde. Die römischen Legionen oder vielmehr ihre Ueberreste gelangten glücklich an den Rhein; an der Rheinbrücke empfing sie eine Römerin, jene Agrippina, der die Stadt Köln (colonia Agrippina) ihren Namen verdankt, mit Kleidung für die Zerrissenen, mit Verband für die Verwundeten; selbst die Erhaltung der Brücke hatten sie nur ihr zu verdanken: aus Furcht vor den Deutschen hatte man dieselbe abbrechen wollen. Auch die Legionen des Germanikus trafen nach vielen und schweren Unfällen endlich wieder ein. Der erlittene Verlust war so groß, daß Gallien, Spanien und Italien durch Mannschaft und Geld zu seinem Ersatze beisteuern mußten; Germanikus aber mußte sich beeifern, durch ein außerordentliches Aufgebot von Liebenswürdigkeit, Sorge, Pflege, Ermunterung die herabgedrückte Stimmung des Heeres wieder aufzurichten. Welche Umwandlung! Um ihren, nach Augustus Tode sich zeigenden rebellischen Geist zu dämpfen, hatte

* Ut rebus secundis avidi, ita adversis in cauti. Tac. Annalen 1, 68.

er ihnen die Rache für Varus, das große Todtenopfer für die erschlagenen Legionen, zum Ziel des Ehrgeizes gemacht. Jetzt aber sprach er nicht mehr zu Empörten, sondern zu Zerschlagenen, welchen eher jedes andere Pflaster als der Gedanke an Deutschland wohlthätig sein konnte.

Aber des Germanikus eigener tiefverwundeter Ehrgeiz ruhte nicht. Das nächste Jahr sah eine Flotte von tausend Schiffen durch den Drusus-Graben, den Zuydersee und die Nordsee nach dem Ems-Ufer schwimmen. Am linken Ufer der Ems landete das Heer, ging dann weiterhin auf mitgeführten Brücken auf das rechte über und setzte sich gegen die Weser in Marsch. Denn diesmal hatte Armin die Cherusker und die mit ihnen zur Vaterlandsvertheidigung verbündeten Stämme weiter nach Norden, am rechten Ufer der Weser zusammengezogen. Das römische Heer zählte außer der römischen Reiterei acht Legionen und zwei prätorianische Kohorten oder Leibgarden, außerdem eine beträchtliche Anzahl gallischer und deutscher Bundesgenossen, und batavische Reiterei, im Ganzen an hunderttausend Mann!

Gleich wie die Römer am linken Weserufer eintrafen, erschien Armin am andern und ließ den Germanikus ersuchen, daß er ihm eine Unterredung mit dem Bruder gestatten möge. Denn auch den Schmerz hatte das Schicksal dem Helden nicht gespart, daß sein eigener Bruder in den Reihen der Feinde ihm gegenüber stand. Das Wiedersehen fand statt, nachdem Armin erlangt hatte, daß die römischen Bogenschützen vom jenseitigen Ufer zurückgezogen wurden. Tacitus berichtet über die Scene. Wie ist das mit deinem Auge? fragte Armin den im römischen Soldatenthum geistig untergegangenen Bruder, der ein Auge verloren hatte. Dieser, mit dem römischen Namen Flavus, erzählte ihm, wann und wo er sein Auge eingebüßt. Was hast du dafür bekommen? fragte ihn Armin. Flavus nannte ihm mehrere militairische Auszeichnungen, eine goldene Kette und Krone, erhöheten Sold. Armin — sagt Tacitus — lachte bitter über den elenden Lohn der Knechtschaft.* Aber sie behandeln deine Frau, dein Kind nicht schlecht! rief Flavus und verbreitete sich noch weiter über die gnädige und versöhnliche Gesinnung der Römer gegen alle, die sich unterwürfen, dagegen über ihre Strenge gegen die Besiegten, über ihre Größe und Macht, über die kaiserlichen Reichthümer. Armin seinerseits rief ihm die Pflicht gegen sein Vaterland, die altererbte Freiheit ins Gedächtniß; er beschwor ihn, bei den Göttern der Heimath, bei dem Andenken an ihre Mutter, er möge doch nicht länger ein Ueberläufer und Verräther seines Volkes sein, möge das Gefühl solcher Schmach nicht in dem Ehrgeiz ersticken wollen, römischer General zu heißen. Die heftigen Erwiederungen

* Iactitante Arminio vilia servitii pretia.

des ganz Verrömerten und Entarteten entflammten auch Armin; und zuletzt ging die gereizte schuldbewußte Stimmung des Flavus in solche Wuth über, daß er seine Waffen und sein Pferd forderte, um die schmale Stelle des Stroms, welcher sie trennte, zu durchreiten und einen Zweikampf auf Leben und Tod mit seinem Bruder zu beginnen. Ein Römer hielt ihn zurück. Das war das Ende einer Unterredung, welche Armin so eifrig gesucht hatte, und welche mehr als alles das innerste Herz des großen Mannes enthüllt. — Germanikus ging auf Brücken und mit gehöriger Vorsicht über die Weser. Die Reiterei, die verschiedene seichte Stellen benutzen konnte, hatte er vorausgeschickt. Bei dieser Gelegenheit war der Anführer der Bataver von den Cheruskern niedergehauen worden.

Die Stellung, welche Armin genommen, war eine dem Weserufer gegenüberliegende Anhöhe, bekränzt von einem heiligen Hain. Bereits hatte ein deutscher Ueberläufer dem Germanikus diese Stellung und den Plan der Deutschen verrathen, einen nächtlichen Ueberfall auf das römische Lager zu machen. Abgesandte römische Kundschafter sahen die Wachtfeuer, hörten das Wiehern der Rosse und das dumpfe Geräusch einer großen ungeordneten Menge. In derselben Nacht ging der römische Feldherr verkleidet in seinem Lager umher und horchte, wie seine Soldaten gestimmt seien. Denn er hegte, trotz aller günstigen Berichte der Führer, noch immer Zweifel an die Wiederkehr ihres Vertrauens. Beruhigter kehrte er zurück; unter anderm war er Augenzeuge gewesen, wie ein außerhalb des Lagerwalls haltender deutscher Reiter die römischen Soldaten vergebens zum Ueberlaufen aufgefordert hatte. Bei Anbruch des Tags berief er, nach römischer Sitte, eine Versammlung vor sein Zelt. Seine Ansprache war klug und den Umständen angemessen. Sie möchten den Wald nicht fürchten, der sei nicht sumpfig, sondern habe einen guten Humusboden; außerdem würden die Deutschen durch das Gezweig der mächtigen Bäume verhindert werden, von ihren hohen Schilden und ihrer Hauptwaffe, den langen Spießen, gehörigen Gebrauch zu machen. Ueberdies seien jene Schilde nur von Weidengeflecht oder dünne Holztafeln, ohne Eisenbeschlag, so wenig wie ihre Helme und Harnische. Sie, die Römer, ebern behelmt, beschildet und am Leibe gepanzert, mit kurzen Spießen und Schwertern, hätten die Ueberlegenheit über diese ohnehin völlig undisciplinirten, auf die Stimme ihrer Führer nicht achtenden, eigenwillig verdrängenden oder zurückweichenden deutschen Haufen. Sie möchten ihn, den Racheiferer seines Vaters und Oheims, nicht im Stich lassen; schon sei die Elbe ihnen näher als der Rhein, die letzte Siegesschlacht über Norddeutschland stehe bevor. Nach dieser Anrede — die nur zu wahre, den Verlauf der Schlacht erklärende Dinge sagte — ließ Germanikus das

römiſche Heer in Schlachtordnung ſich aufſtellen. Auch Armin und in ſeinem Geiſt andre deutſche Heerführer ſprachen zu ihren Kampfbrüdern. Nur von der See her, mit einer Flotte wage Germanikus in Deutſchland einzufallen, mit Soldaten, die ſich lieber empört hätten, als gegen die Deutſchen zu Felde zu ziehen; nur im Vertrauen auf dieſe Sicherheit des Kommens und Fliehens wagten es dieſe ſchon durch deutſche Schwerter am Rücken gemarkten und von Sturmfluthen der Nordſee an allen Gliedern zerſchlagenen Legionen, ſich auf deutſchem Grund und Boden zu zeigen. Aber was ihnen im Schlachtgemenge ihre Schiffe helfen würden? Sieg oder Tod dieſen Römern gegenüber, deren Raubſucht, Grauſamkeit und Völkerverachtung keinen anderen Ausweg übrig laſſe.

Nur ſolche Sprache konnte Armin führen. Er redete nicht, wie Germanikus, von ſeiner Perſon, ſeinem Vater und ſeinem Oheim; er konnte ſich nicht auf die Ueberlegenheit in der Bewaffnung, Kriegszucht und der dadurch bedingten Heerleitung berufen — im Gegentheil waren ihm die Vortheile der Römer in dieſer ſo weſentlichen Hinſicht nur zu bekannt — er hatte der erzbewehrten Disciplin der Römer nur kampfmuthige, aber der Schulung ungewohnte und widerſtrebende Krieger entgegen zu werfen, deren Hauptkraft in der ſtürmiſchen Begeiſterung lag.

Und eben dieſe unter Umſtänden eben ſo ungeheuer glückliche Erfolge als auch verderbliche Niederlagen zu Wege bringende Kraft zeigte ſich in ihrer Unzügelung an jenem Tage verderblich. Die Cheruſker, die auf der freien Waldhöhe aufgeſtellt waren, konnten bei der erſten Entfaltung der bundesgenöſſiſchen Vortruppen der Römer auf der grünen Weſerebene — nach welcher die Schlacht ihren Namen, Idiſtaviſa,* erhielt — ihrer Kampfluſt ſich nicht bemeiſtern und ſtürzten vorſchnell von den Hügeln herab gegen dieſelbe. Als Germanikus dieſen unbedachten Angriff gewahr wurde, ließ er den Kern ſeiner Reiterei gegen die Flanken und den Rücken der Cheruſker ſprengen. Bereits aber hatte er den Wald umgehen laſſen und die herausgedrängten Deutſchen fanden ſtatt des Rückhalts der Cheruſker eine durch die römiſche Reiterei bereits ausgefüllte Lücke. Aber auch die Cheruſker, durch Fußvolk von dem angegriffen, näherten ſich wieder der Waldhöhe, die ſie nun nicht mehr beherrſchen konnten. Aus dem entſtehenden Gedränge rettete ſich Armin nur durch körperliche Kraft und Gewandtheit und die Macht des feurigen Roſſes, das ihn trug. (Schluß folgt.)

* Nach Grimm wörtlich: ſchöne Wieſe.

Expedition: Neuerwall 80. Hamburg. Druck von Laſſet & Co.
Verlag für den Buchhandel: Herold'ſche Buchhandlung.

Armin.

Wochenschrift für die reifere männliche Jugend.

Herausgegeben
von
Dr. Ludolf Wienbarg.

№ 12. **Erster Jahrgang.** **1834.**

Ein Stück deutsche Urgeschichte:

Armin.

(Tacitus.)

Jedenfalls erlitten die deutschen Freiheitskämpfer an jenem Tage einen beträchtlichen Verlust; Tacitus schreibt, daß bei sinkender Sonne auf zehntausend Schritt hin das Feld mit deutschen Leichen und Waffen bedeckt gewesen.

Um so wunderbarer war es, daß Armin gleich in den ersten Tagen nach der erlittenen Niederlage wieder schlagfertig dastand. Germanikus hatte gewähnt, nun werde der deutsche Aufwiegler mit seinen völlig entmuthigten Schaaren jenseit der Elbe sich zurückziehen; aber kaum hatte er eine prahlerische Trophäe von den aufgethürmten Waffen und mit beigeschriebenen Namen der besiegten deutschen Völker auf dem Weserfelde errichtet, als ihm von seiner ganzen Vorlinie Nachrichten über Anfälle und Beunruhigungen von Seiten der Deutschen zukamen.

Bald wurde auch dem römischen Feldherrn hinterbracht, daß die Deutschen ihm eine neue Schlacht bieten würden; schon wieder waren ihm ihre Stellungen und was sie im Kriegsrathe beschlossen, verrathen worden. Der erwählte Schauplatz des Kampfes lag etwas weiter die Weser hinab. Bei der Erstürmung eines aufgeworfenen Dammes holten sich die römischen Legionen blutige Köpfe. Germanikus befahl ihren Rückzug und ließ die Schleuderer vortreten, auch bediente er sich der mitgebrachten Wurfmaschinen, um die tapferen Vertheidiger des Dammes zu vertreiben. Dann setzte er sich selbst an die Spitze der prätorischen Kohorten und drang stürmend über den Wall in den anstoßenden Wald. Dort wurde Schritt vor Schritt mit der höchsten Erbitterung gekämpft. Armin war in der letzten Schlacht verwundet worden und statt seiner befehligte anfangs, später mit ihm gemeinschaftlich Inguiomar. Der enge Schauplatz vermehrte die Vortheile der ohnehin in geschlossenen Gliedern zu kämpfen gewohnten Römer, während die Deutschen im Gedräng die

Vortheile ihrer ſprungweiſen ungeſtümen Angriffe im Einzelgefecht einbüßten. Dennoch ſtreifte es an Prahlerei, wenn Germanikus ſeinen Römern zurief, ſie ſollten immer zuſchlagen, das ganze rebelliſche Volk müſſe vernichtet werden. Ehe der Abend anbrach, führte er die Legionen zurück, um das Lager aufzuſchlagen.

Nach Errichtung eines zweiten Denkmals zog er ſich eilig wieder aus Deutſchland zurück. Im Jahre ſiebenzehn wurde er abberufen, in einer Zeit, wo nach Tacitus Worten die aufſtändiſchen Deutſchen bereits zu wanken begannen. Das war alles was er, ſelbſt in den Augen der Römer, erreicht hatte.

Weit und breit gefeiert unter den deutſchen Völkern war nun der Name Armins. Man verehrte in ihm zugleich den Helden, den ſtandhaften Vertheidiger Deutſchlands, und den ächten Volksmann, alſo den äußeren und den inneren Hort der Freiheit und aller volklichen Heiligthümer. Seine Macht war kaum mehr als eine rein perſönliche, und dennoch wiegte ſie ſich bald mit der Macht des Suevenfürſten Marbod, von dem Ihr ja wißt, daß er über das ganze öſtliche Deutſchland von Böhmen bis zur Oſtſee ſein königliches Zepter ausſtreckte. Den furchtbaren Kämpfen der Norddeutſchen gegen die Römer hatte Marbod von ſeiner böhmiſchen Warte ruhig zugeſehen. Vielleicht rechnete er eben ſo ſehr wie die Römer auf die endliche Erſchöpfung der tapfern Streiter, und hoffte, ſie würden ſich ihm in die Arme werfen. Aber der Kampf um die Freiheit und die höchſten Güter des Lebens ſtählt die Männer und wirbt ihnen nahe und ferne Bundesgenoſſen. Nach dem Abzug der Römer konnte, wollte, mußte Armin, getragen von der aufgeregten ſchwungvollen Kriegsſtimmung ſeiner Cherusker und der Altverbündeten, den König Marbod vor ein nationales Gericht, vor die Schranken der öffentlichen Meinung fordern, welche damals, in jener kräftigen Männerzeit, nicht durch Zungen- und Federſpitzen, ſondern durch die ſcharfe Klinge ſich ausſprach. Armin hatte alle hoch- und freigeſinnten Deutſchen für ſich, wenn auch dieſe ſich nicht vorzugsweiſe in den Reihen der Fürſten und Adeligen, ſondern mehr unter den „ingenuis“ unter den einfach freien Leuten und Völkern fanden; Marbod nur ſolche, die ſeine vermeintlich kluge, mit Rom diplomatiſirende, um jeden Preis den Frieden für ſein Reich erhaltende, im Grund aber nur kurzſichtige und feige Politik, aus meiſt eben ſo ſelbſtſüchtigen und perſönlichen Rückſichten, dem begeiſtert an die unſchwer zu begeiſternde Volkskraft der Deutſchen — der einzigen und ſichern Rettung Deutſchlands in großen Gefahren — ſich wendenden Auftreten Armins vorzogen. Daher ſammelten ſich nicht allein die Cherusker und die andern alten bundesgenöſſiſchen Freiheitskrieger um Armin, als er mit dem zwitterhaften König Marbod zu Gericht gehen und

die Sache zwiſchen Deutſchland und Rom zur Entſcheidung bringen wollte; auch aus dem Reiche Marbods fielen namhafte ſuevische Völkerſchaften, die Semnonen und Longobarden, zu ihm ab. Freilich erlebte Armin auch ſeinerſeits, und wieder unter ſeinen eigenen Standesgenoſſen, ja in ſeiner eigenen Familie, den empfindlichſten Abfall von ſich und der Sache, die er verfocht. Sein Oheim Inguiomar, vielleicht perſönlich gereizt, daß er durch ſeinen Neffen an Macht und Anſehen überflügelt wurde, ging mit allen ſeinen Angehörigen und Knechten zu dem Feinde über.

Es war im Jahre neunzehn, als der Zuſammenſtoß der Heere beider ſo verſchiedenen Nebenbuhler ſtattfand; in welcher Gegend, wird von Tacitus nicht erwähnt. Vor der Schlachtreihe ſeiner Markomannen zeigte ſich König Marbod, an der Hand den zwar tapferen, aber in dieſem Augenblicke bedauernswerthen Inguiomar; der ſei die wahre Zier der Cherusker, die Seele ihrer glücklichen Unternehmungen geweſen: Armin ſei nur ein feiger, unwiſſender, auf fremden Ruhm neidiſcher, durch Verrätherei gegen müßige römiſche Legionen und deren argloſe Feldherren in Ruf gekommener Menſch, der Deutſchland große Niederlagen, ſich ſelbſt Schimpf und Schande bereitet habe — denn ſeine Gattin, ſein Kind befänden ſich noch bis zur Stunde in römiſcher Sklaverei. Er, Marbod, habe gegen zwölf römiſche Legionen Deutſchlands Ruhm gewahrt — unter den anſtändigſten Bedingungen* — jetzt hätten ſie, ſeine Mannen und Getreuen, die Entſcheidung, ob ſie lieber einen neuen Krieg mit den Römern oder unblutigen Frieden wollten.

Eurem natürlichen Gefühl kann ich die bodenloſe Nichtswürdigkeit dieſer gegen Armin gerichteten Worte überlaſſen; nicht allein die Thatſachen, auch die Begriffe werden darin verkehrt, und was Armin zum Gegenſtande der Verehrung, Bewunderung und der Mitempfindung machte, wegen der ſchmerzlichen Opfer, die ihn ſeine heiße Vaterlandsliebe gekoſtet, ihm zum Nachtheil, zum Verbrechen ausgelegt!

Zu gleicher Zeit hielt Armin auf ſeinem Renner Heerſchau über die norddeutſchen Truppen; ſeine Worte waren Sturmglockengeläut einer zürnenden und begeiſterten Seele. Wir haben die Freiheit wiedererobert, ſagte er, wir haben die römiſchen Legionen vertilgt: Viele von euch führen, wie ich ſehe, noch die römiſchen Waffen in der Hand. Jetzt kämpfen wir gegen den landflüchtigen Marbod, der trotz ſeiner Kriegserfahrung** nur in den böhmiſchen Waldgebirgen Schutz zu finden wußte. Dann buhlte er ſogar durch Geſchenke und Geſandtſchaften um den Bund mit den Römern, verrieth das Vater-

* At se duodecim legionibus petitum — Germanorum gloriam servavisse, non condicionibus nequis discessse.

** Was [illegible] bei den Römern [illegible]

land und machte ſich zum Schleppenträger der Kaiſerherrſchaft. Nicht minder iſt er dem Zorn vaterländiſcher Herzen verfallen, wie Quinctilius Varus, und muß vertilgt werden wie dieſer. Gedenkt nur der Schlachten, die wir geliefert haben, gedenkt ihrer Erfolge. Wer hat die Römer aus dem Lande gejagt? Bei wem iſt die Kriegsehre und die Kriegsmacht? Bei uns oder bei denen da?

Die Schlacht war bedeutender, hartnäckiger und zugleich regelmäßiger als irgend eine früher zwiſchen Deutſchen und Deutſchen geliefert. Von den Römern hatten die Deutſchen endlich gelernt, nach Kommando und in Reihe und Glied zu fechten, auch eine Nachhut aufzuſtellen: nun wandten ſie die theuer erkaufte Erfahrung gegeneinander an. Hin und her ſchwankte der Sieg, auf beiden Seiten wich der rechte Flügel, der Tag endigte, wenigſtens dem Berichte des Tacitus zufolge, ſo unentſchieden, daß beide Heere die Erneuerung des Kampfes verlangten. Dennoch überließ Marbod ſeinem Gegner das Schlachtfeld und zog ſich auf die benachbarten Hügel zurück. Dies Eingeſtändniß einer verlorenen Schlacht wirkte aber ſo nachtheilig auf die Stimmung ſeiner Markomannen, beraubte ihn ſo plötzlich des Machtzaubers, den er bis dahin auf ſie ausgeübt hatte, daß er ſchleunigſt mit ſeiner durch Ausreißer furchtbar gelichteten Schaar nach Böhmen zurückkehrte. Von der Stunde an war Marbod verloren, bei den Deutſchen wie bei den Römern. Vom Kaiſer Tiberius, den er durch Geſandte um Hülfe gegen die deutſchen Freiheitskämpfer angehen ließ, erhielt er die bittere Antwort, er habe kein Recht, zu verlangen, daß die Römer ihm gegen die Cherusker Hülfe leiſten ſollten, da er den Römern gegen denſelben Feind nicht beigeſtanden habe. Dennoch ließ Tiberius ein Heer an der Donau aufſtellen, dem Marbod ſcheinbar zum Rückhalte, in Wahrheit zum Verderben. Denn der unglückliche König, der in jener Schlachtrede die rettenden Thaten Armins ſo ſchmählig herabgewürdigt und ſeine eigene kluge Politik mit ſo ruhmredigter Eitelkeit geprieſen hatte, wurde nun, halbgebrochen wie er ſchon war, planmäßig das Opfer römiſcher Argliſt. Ein römiſcher Hiſtoriker ſagt, Tiberius habe ihn eine an den Grenzen des Reichs hinkriechende Schlange genannt, welche man durch kluge Mittel aus ihrem Verſteck herauslocken müſſe. Danach wurde gegen ihn verfahren. Man machte ihm Hoffnungen auf römiſchen Beiſtand, und in dem Maß wie er ſich an die Römer als ſeine letzte Stütze anklammerte, entfremdete er ſich immer mehr das Vertrauen und die Achtung ſeiner Landsleute. Aus ſeinem Lager in Böhmen trieb ihn ein Volksaufſtand, den ein von ihm beleidigter gothiſcher Abenteurer, Katuald, vermuthlich nur das Werkzeug der Römer, gegen ihn erregt hatte. Darauf ging er mit dem Reſt der Soldaten, die ihm als ihrem königlichen Kriegs-

herrn anhänglich geblieben waren, über die Donau; nicht lange aber und er sah sich auch von seinen letzten Treuen verlassen und dem Mitleid des römischen Kaisers preisgegeben; und dieser verwies oder stieß ihn gnädig nach Ravenna in Italien, wo er erst nach langen Jahren seinen Geist aushauchte.

Schneller noch ging Armin hinüber zu den vaterländischen Göttern, die er vertheidigt hatte und die, nach dem alten Glauben, auch nur tapfere Männer und Heldenseelen in den Saal ihrer Unsterblichkeit aufnehmen. Armins Leben und Wirken nach der Entscheidungsschlacht zwischen ihm und Marbod, oder, nach der wahrhaften Bedeutung derselben, zwischen dem freigekämpften Deutschland und dem Deutschland, das die Römer sich noch immer in Aussicht stellten, wird von keinem Geschichtschreiber näher erwähnt. Nur sein gewaltsamer, durch Heimtücke verwandter Adalinge vollbrachter Tod wird von Tacitus berichtet, mit der vorgängigen Erwähnung, daß Armin des Strebens nach königlicher Herrschaft beschuldigt worden, daß unter den Cheruskern Parteien entstanden, und diese mit wechselndem Glücke sich befehdet hätten. Die Unbestimmtheit und Dürftigkeit solcher Nachrichten von Seiten der römischen Geschichtschreiber ist zwar zu beklagen, aber höchst begreiflich, wenn wir bedenken, daß der Antheil der römischen Geschichtschreibung an Deutschland nur so weit ging, als die Fäden, welche Rom bei uns angeknüpft hatte; als diese Fäden durch Armins Schwert zerhauen waren, hörte auch die Theilnahme auf. Denn so hoch stand kein Römer, auch Tacitus nicht, daß er an den Schicksalen fremder und nun gar barbarischer Völker einen nicht römischen, das heißt reinen, natürlichen, allgemein menschlichen und weltgeschichtlichen Antheil genommen hätte. Alles Fremde mußte in eine nahe Beziehung zu Rom und den Römern gesetzt werden, und selbst Tacitus hätte seine „Germania" nicht geschrieben, wenn es nicht seiner allerdings höheren, aus dem allgemeinen Schiffbruch einsam sich bergenden Gesinnung ein Bedürfniß gewesen wäre, die deutsche Sittenherbigkeit der alles in ihren schlüpfrigen Abgrund ziehenden römischen Schlemmerei und Geldsucht als ein schreckendes Medusenhaupt vorzuhalten.

Daß Armin nach der Einigung der zersplitterten und sich unter einander befeindenden deutschen Volkskräfte strebte, haben wir gesehen; und ausdrücklich muß es von ihm gesagt und gerühmt werden, daß er der erste Deutsche war, dem die Idee der Nationaleinheit auf dem heiligen Grunde deutschen Lebens aufging. Denn das ist eben sein Ruhm und Vorzug vor Marbod, daß er die einigende Kraft nicht in seinem eigenen klugen, listereichen Kopfe, sondern in den edelsten Eigenschaften seines Volkes suchte, in ihrer Freiheits- und Vaterlandsliebe und in jener ehemals weltberühmten deutschen Tapferkeit, welche

an ſich ſelbſt, ohne mal zu wiſſen, welche große Güter der Menſchheit ihrer rauhen Fauſt anvertraut, zum Weltringer mit jeder irdiſchen Macht und zum Prüfer ihres Kerns und Gehalts ſich auferlegt fühlte. Hätte Deutſchland — nicht etwa ein halb Dutzend ſeines Gleichen, ſolche Fruchtbarkeit an großen Männern darf man von der Geſchichte nicht fordern — nein, unter gewiſſen zuſammentreffenden Umſtänden nur einen Mann ſeiner Größe ſpäter erzeugt, ſo würden wir wenigſtens einen perſönlichen geſchichtlichen Vergleich und Maßſtab dafür haben. Ein ſolcher fehlt uns gänzlich auf dem kriegeriſch-politiſchen Gebiete; alle Hohenſtaufen, Habsburger und der preußiſche Fritz ſind nicht im Stande, unſerm Armin das einſame Höhenfelt geſchichtlicher Größe ſtreitig zu machen; und jener alte, in die Bruſt aller Deutſchen ſummende Geſang, der zuweilen auch in unſeren Tagen gewaltig hervorbrach, der Geſang: Deutſchland, Deutſchland über Alles, hat niemals ſeitdem einen ſolchen fürſtlichen Konzertmeiſter wieder gefunden, als den, der an der Wiege unſeres Vaterlandes zwiſchen den Aeſten des Teutoburger Waldes zuerſt ihn vorführte.

Mit hoher Wahrſcheinlichkeit darf man annehmen, daß die Verdächtigung, als ob Armin nach der Königsmacht unter den Cheruskern geſtrebt habe, von jenen Kreiſen ausging, welche ſein Ruhm, ſeine perſönliche hohe Begabung, ſein fortwährendes Streben das Band der Einheit um Deutſchlands Stämme zu ſchlingen, drückte und beläſtigte, bei den Fürſten und Adalingen, welchen der ſtets an- und aufregende Volksmann als ſolcher ſchon ein Dorn im Auge ſein mußte. Der Verfaſſer einer Geſchichte Deutſchlands, ein wackerer, vielgeprüfter Mann,* ſagt am Schluſſe ſeiner Darſtellung und ich mache ſeine Worte ganz zu den meinigen und glaube, daß ſie nicht allein von Männern, ſondern auch von Kindern andächtig gehört zu werden verdienen: „Wie die Edlen aller Zeiten, lag er mit der Halbheit, welche das Unvereinbare verſöhnen, mit der Feigheit, welche mit dem Unrecht unterhandeln, und mit der Selbſtſucht im Kampfe, welche ihrer elenden Vortheile wegen die Volkszwecke preisgeben und ſogar das Vaterland dem äußern Feind überliefern will. Er hat ſein großes Werk ruhmvoll vollendet, aber als Patriot mußte er auch die Märtyrerkrone tragen. Mit dem Beginne des Kampfes für ſein Vaterland wurde er ſogleich aller Lebensfreuden baar, die Gattin entriß man ihm bald nach der Vermählung, er ſah ſie nicht mehr — das Antlitz des geliebten Sohnes, den ſie in der Gefangenſchaft ihm gebar, niemals. Verleumdungen und Schmähungen waren der Lohn ſeiner Aufopferungen, und damit das Schickſal des Patrioten

* Wirth: Deutſche Geſchichte 1, 339. Von edler patriotiſcher Geſinnung, wenn auch im Einzelnen in manchen Dingen und nicht ſelten etwas beſchränkt.

ganz erfüllt werde, wußte er den Schlußſtein ſeiner Schöpfung, welche dauern ſollte, ſo lange ein deutſcher Laut ertönt und ein deutſches Herz fühlt, mit ſeinem Blute beſiegeln. Und ſo iſt er denn vollendet, der große Vaterlandsfreund: er ſtiftete die Nationalunabhängigkeit Deutſchlands, er war der Herr des Vaterlandes und er gab hin für ſein Werk Freiheit, Weib, Kind und ſein edles Leben. Nur Pflicht iſt es, das Andenken eines ſolchen Mannes zu ehren; doch nicht bloß mit ſteinernen Bauwerken ſollten wir es ehren, ſondern durch Geſinnungen und That. Wir ſollen Armin nachſtreben in der Vaterlandsliebe, im Nationalſinn, in der unabhängigen Denkungsart, im edlen Stolz und im Thatendrang: wir ſollen durch ſolche Eigenſchaften beweiſen, es ſei der Mühe werth geweſen, daß er für Deutſchland ſich opferte. Nur wer in der Geſinnung ſeiner würdig iſt, kann auf den Ruhm Anſpruch machen, ſich ſeinen Nachkömmling zu nennen. Wer dagegen die Unterdrückung anſtrebt oder befördert, die Schwäche und Zerſplitterung Deutſchlands unterhalten will, Sklavenſinn verlangt oder verbreitet, des Gemeingeiſtes und der Aufopferung für das öffentliche Wohl unfähig iſt, der laſſe das reine Andenken des Stifters unſerer Nationalunabhängigkeit unentweiht und nenne ſich nicht einen Abkömmling Armin's, ſondern Segeſt's."

Von den Liedern, welche das Volk über Armin und ſeine rettenden Thaten ſang oder durch wandernde Sänger ſich vortragen ließ, iſt der Nachwelt leider keine Spur erhalten worden. Deſto reicher iſt die Hermans-Poeſie neuerer Zeiten, wenn auch mehr der Zahl als dem Inhalte nach. Der Raum verbietet mir, weiter darauf einzugehen; doch kann ich das genialſte Werk dieſer Art, ein Drama von Heinrich Kleiſt, nicht unerwähnt laſſen. Es wurde gedichtet zu Napoleons Zeit, und unter den dabei auftretenden Römern hatte der Dichter ſich die Franzoſen gedacht, und in der durch Armin vollführten Befreiung die Stimmung und Hoffnung deutſcher Patrioten. Die oft genannten Grundübel der Deutſchen, ihre Zwietracht, die Selbſtſucht der Herrſchenden, die Zagheit ſo vieler Beſſeren, ſind von Kleiſt ungemein lebhaft dramatiſirt worden. Dem gegenüber die höchſte, zu Allem, auch zu dem Entſetzlichen entſchloſſene Kraft des Armin, in ſteter äußerlicher Zähmung, wie ein Vulkan mit eisbedecktem Gipfel. Die Geſchichte iſt zwar äußerlich mit dichteriſcher Willkühr behandelt; Armin und Marbod ſchließen ein Bündniß mit einander und Marbod ordnet ſich ihm unter, damit Deutſchland einen Oberherrn erhalte:

Heil ruf ich Herman Dir, dem Retter von Germanien!
Und wenn es meine Stimme hört:
Heil ſeinem würd'gen Oberherrn und König!
Das Vaterland muß einen Herrſcher haben!

In dieſer dichteriſchen Auffaſſung ſpricht ſich denn allerdings auch eine große, zu allen Zeiten gefühlte Wahrheit aus; ja in dieſem Sinn könnte man auch Armin nach der Herrſcherkrone ſtreben laſſen, nämlich nach einer größeren, über den gemeinen Ehrgeiz erhabeneren, wie die kleine Cheruskerkrone. Das deutſche Volk mochte ihm darin entgegenkommen; aber die Mächtigen widerſtrebten der Obermacht.

Zu dem Nichthiſtoriſchen, dem aber auch wieder eine innere Wahrheit nicht abzuſprechen, gehört die Scene zwiſchen Armin und dem Fürſten der zu Rom haltenden Ubier. Gefangen wird dieſer, Ariſtan genannt, zu Herman geführt und antwortet auf den Vorwurf, daß er nicht am Schlachttage mit den Seinigen erſchienen, trotzig:

Der Fürſt bin ich der Ubier,
Beherrſcher eines freien Staats,
In Fug und Recht mich Jedem wer es ſei,
Und alſo auch dem Varus zu verbinden.

worauf Hermann entgegnet:

Ich weiß, Ariſtan; dieſe Denkart kenn' ich.
Du biſt im Stand und treibſt mich in die Enge,
Fragſt, wo und wann Germanien geweſen?
Oft in den Mund? Und zu der Rieſen Zeiten?
Und was der Witz ſonſt an die Hand Dir giebt;
Doch jetzt, ich verſich're Dich, jetzt wirſt
Mich ſchnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Die, wie geſagt, unhiſtoriſche That wird vollführt und Einer ſpricht:

Was gilt's, er weiß jetzt wo Germanien liegt.

Der „Armin" wird fortfahren, wöchentlich zu erſcheinen. Statt eines halben Bogens einen ganzen (ohne Erhöhung des Preiſes) zu geben, ſieht ſich der Herausgeber noch nicht in Stand geſetzt. Auf der andern Seite hat er ſich nicht überwinden können, ſeinen urſprünglichen Plan einer nicht auf Zerſtreuung, ſondern auf Sammlung und nachhaltige Spannung des jugendlichen Geiſtes gerichteten Lektüre abzuändern und dem beſchränkten Raum, oder dem, größere Mannigfaltigkeit und Abwechſelung fordernden Geſchmack aufzuopfern. Die hierüber von wohlwollender Seite mir verſchiedentlich gemachten Bemerkungen, weiß ich vollkommen zu ſchätzen. Es liegt, ich muß es geſtehen, etwas ſehr Naives in der Anmuthung, Knaben oder Erwachſene ſollten Woche um Woche ihre Theilnahme an der fortlaufenden Darſtellung eines und deſſelben Gegenſtandes erneuern oder gar ſteigern. Es iſt ja freilich derſelbe Fall mit allen wöchentlichen Unterrichtsſtunden in der Geſchichte, Geographie u. ſ. w., wo der Lehrer ſagt, da und da ſind wir ſtehen geblieben und nun fahren wir weiter fort. Allein mit dem Schulzwang iſt es freilich etwas anderes als mit dem Journalzwang, und es dürfte wenigen Eltern einfallen, ihre Söhne in den „Armin" zu ſchicken, wie ſie dieſelben in die Schule ſchicken. Um ſo erfreulicher war mir die Erfahrung, daß ich dennoch eifrige junge Armin-Leſer fand, welche das wiederholte Abreißen und Anknüpfen des Fadens keineswegs ermüdete. Es iſt damit nicht geſagt, daß der „Armin" nicht auch kurze Darſtellungen bringen und mehr als bisher durch Miscellen anregen wird. — Hoffentlich wird in immer weiteren Kreiſen, wenn auch langſam, der Zweck des Blattes erkannt und gewürdigt werden: eine Ergänzung der Schule zu ſein.

Expedition: Neuerwall 88. Hamburg. Druck von Paſſet & Co.
Debit für den Buchhandel: Herold'ſche Buchhandlung.